Der Untergang altfranzösischer Wörter germanischer Herkunft.

Ein Beitrag zur Sprachgeschichte.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen Philosophischen Fakultät der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Gerhard Hopfgarten

aus Magdeburg.

HALLE (SAALE)

Buchdruckerei Heinrich John

1926.

Erster Berichterstatter: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Voretzsch.
Zweiter Berichterstatter: Prof. Dr. Weyhe.
Rigorosum 9. Dezember 1925.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meiner treuen Lebensgefährtin
und dem Gedächtnis meiner unvergeßlichen Eltern
gewidmet!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544302_0052

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Literaturangaben 7
Einleitung. § 1—7 11
1. Kapitel. Vorstadien des Erlöschens 19
§ 8. Gelegentliche Verwendung von Fremdwörtern . 19
§ 9. Seltene Fachausdrücke in Dialektgebieten . . . 22
a) Die germanischen Worte im Anglonormannischen 23
b) Die nördlichen und nordöstlichen Dialekte . . . 26
§ 10. Die Anfänge der Schriftperiode 27
2. Kapitel. Besonderheiten eines nicht vollendeten Unterganges 33
§ 11. Spezialisierung der Bedeutung, verbunden mit Einschränkung der Verwendung 33
§ 12. Erlöschen des Grundwortes, Erhaltung in Zusammensetzungen 39
3. Kapitel. Untergang aus kulturhistorischen Gründen 43
§ 13. Kriegswesen 43
§ 14. Rechtswesen 48
§ 15. Verschiedenes 50
4. Kapitel. Das Streben nach Anschaulichkeit . . . 54
§ 16. Die Stellung der Fremdwörter im besonderen . 54
§ 17. Änderung der Anschauungsweise 57
5. Kapitel. Allgemeine Untergangsgründe 62
§ 18. Kurze und schwache Wörter 62
§ 19. Bevorzugung starker und brauchbarer Elemente 69
6. Kapitel.
§ 20. Das gesellschaftliche und sittliche Feingefühl als Untergangsgrund 72
Rückblick. § 21 77
Wörterverzeichnis 81
Lebenslauf 83

Literaturangaben.

Baist, G.: Germanische Seemansworte in der frz. Sprache. Straßburg 1903. (In Zeitschr. f. dtsch. Wortforsch.)

Baist, G.: Variationen über Roland, 2074, 2156, in Beiträge z. rom. u. engl. Philologie, Festgabe für W. Foerster. Halle 1902.

Behrens, Dietrich: Frz. Wortgeschichte und Grammatik. Halle 1910.

Belz, Gustav: Die Münzbezeichnungen in der afz. Literatur. Diss. Straßburg 1914.

Berger, H.: Die Lehnwörter in der frz. Sprache in ältester Zeit. Leipzig 1899.

Brüch, J.: Der Einfluß der german. Sprachen auf das Vulgärlatein. Heidelberg 1913. Roman. Element.-Bücher V, 1.

Darmesteter: Formation des mots et vie des mots. Paris 1887.

Darmesteter-Hatzfeld-Thomas: Dict. général de la langue française. Paris 1899 ff.

Darmesteter-Sudre: Cours de grammaire historique de la langue française (Bd. III La vie des mots). Paris 1895.

Delesalle, G.: Dict. Argot-Français. Paris 1896.

Diez, Fr.: Altromanische Glossare. Bonn 1865.

Diez, Fr.: Etymol. Wörterbuch der romanischen Sprachen. Bonn 1853 (^{5}1887).

Du Cange: Glossarium mediae et infimae latinitatis (1678). Editio nova a L. Favre, Niort 1883.

Erfurth, Paul: Die Schlachtenschilderungen in den älteren Chansons de Geste. Diss. Halle 1911.

François, Jean: Dict. Roman, Wallon, Celtique et Tudesque. Bouillon 1777.

Gautier, Léon: La chevalerie. Paris 1895.

Gilliéron, J.: Atlas linguistique de la France. Paris 1907 ff.

v. Gleichen-Russwurm, A.: Der Ritterspiegel, Geschichte der vornehmen Welt im roman. Mittelalter. Stuttgart 1918.

Godefroy, Fr.: Dict. de l'ancienne langue française. Paris 1880/1902. 10 Bde.

Goldschmidt, Moritz: Germanisches Kriegswesen im Spiegel des romanischen Lehnwortes. (In Festgabe f. Foerster.) Halle 1902.

Grandgagnage, Ch.: Dict. etymologique de la langue wallonne. Lüttich 1845.

Gröhler, Hermann: Über Ursprung und Bedeutung der frz. Ortsnamen. Heidelberg 1913.

Jordan, Josef: Die Bezeichnung der Angriffswaffen im Frz. Diss. Bonn 1911.

Kalbow, W.: Die german. Personennamen des afz. Heldenepos. Halle 1913.

Kemna: Der Begriff „Schiff" im Frz. Diss. Marburg 1901.

Kluge, Friedrich: Etymol. Wörterbuch der deutsch. Sprache. Straßburg 1881—83, [10]1924.

Kluge, Friedrich: Romanen und Germanen in ihren Wechselbeziehungen. (In Gröbers Grdr. I², 2, 498 ff.)

Körting, Gust.: Latein.-romanisches Wörterbuch. Paderborn [3]1907.

La Curne de Ste. Palaye: Dict. hist. de l'ancien langage français. 1882.

Lehmann, Heimbert: Der Bedeutungswandel im Frz. Erlangen 1884.

Literaturblatt f. german. u. roman. Philol. Hgg. v. Fr. Neumann u. O. Behaghel. Heilbronn 1880 ff.

Littré, E.: Dict. de la langue française. Paris 1873 ff. 5 Bde.

Mackel, E.: Die german. Elemente in der frz. u. prov. Sprache. Heilbronn 1887 (Franz. Stud. VI, 1).

Meyer-Lübke, W.: Roman. etymol. Wörterbuch. Heidelberg 1911/20.

Neumann, Fr.: Die german. Elemente in der prov. u. frz. Sprache. Diss. Heidelberg 1876.

Nyrop, Kr.: Das Leben der Worte. (Dtsch. von R. Vogt, Leipzig 1903.)

Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1886, [5]1920.

Pougens, J.: Archéologie française ou vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude et propres à être restitués au langage moderne. Paris 1821.

Romania: Recueil trimestriel. Paris 1872 ff.

Rossel, V.: Hist. des relations litt. entre la France et l'Allemagne. Paris 1897.

Sachs-Villatte: Encyklopädisches Wörterbuch der frz. u. dtsch. Sprache. Berlin.

Schultz, Alwin: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. Leipzig 1889.

Sohm, R.: Die fränkische Reichs- u. Gerichtsverfassung. Weimar 1871.

Stengel, E.: Wörterbuch zu d. ältesten frz. Denkmälern (z. Alexius). Marburg 1881.

Suolahti, H.: Die deutschen Vogelnamen. Straßburg 1909.

Süpfle, Th.: Geschichte des dtsch. Kultureinflusses auf Frankreich. 2 Bde. Gotha 1886—88.

Sütterlin, L.: Werden und Wesen der Sprache. Leipzig 1913.

Teichert, Friedrich: Über das Aussterben alter Wörter im Verlaufe der englischen Sprachgeschichte. Diss. Kiel 1912.

Thomas, A.: Mélanges d'étymologie française. Paris 1905.

Thomas, A.: Essais de philologie française. Paris 1897.

Thomas, A.: Nouveaux essais de philologie française. Paris 1905.

Vogel, W.: Geschichte der deutschen Seeschiffahrt. Berlin 1915.

Voretzsch, K.: Einführung in das Studium der afz. Sprache. Halle 5. Aufl., 1918.

Voretzsch, K.: Einführung in das Studium der afz. Literatur. Halle 3. Aufl., 1925.

Voretzsch, K.: Die Sprachgrenze und ihre Bedeutung für Frankreich, in: Der Deutsche und das Rheingebiet von G. Aubin, G. Baesecke u. a., Halle 1926, S. 133—49.

Waltemath, W.: Die fränkischen Elemente in der frz. Sprache. Paderborn, Münster 1885.

Yal: Glossaire nautique. Paris 1848.

Zeitschrift für frz. Sprache u. Literatur, hgg. D. Behrens, Oppeln (jetzt Jena und Leipzig) 1880 ff.

Zeitschrift für romanische Philologie. Hgg. v. G. Gröber (jetzt Hilka), Halle 1877 ff.

Abkürzungen.

ae.	= altenglisch.	mhd.	= mittelhochdeutsch.
afries.	= altfriesisch.	mndl.	= mittelniederländisch.
afz.	= altfranzösisch.	ndl.	= niederländisch.
ags.	= angelsächsisch.	neuengl.	= neuenglisch.
ahd.	= althochdeutsch.	neufrz.	= neufranzösisch.
anfrk.	= altniederfränkisch.	nhd.	= neuhochdeutsch.
anord.	= altnordisch.	norm.	= normannisch.
anorm.	= altnormannisch.	schwed.	= schwedisch.
aprov.	= altprovenzalisch.	skand.	= skandinavisch.
dtsch.	= deutsch.	vlt.	= vulgärlatein.
engl.	= englisch.	wgerm.	= westgermanisch.
fläm.	= flämisch.	†	= ausgestorben.
frk.	= fränkisch.	*	= unbelegt.
germ., g.	= germanisch.		

Einleitung.

„Die Sprachveränderungen vollziehen sich an dem Individuum teils durch seine spontane Tätigkeit, durch Sprechen und Denken in den Formen der Sprache, teils durch die Beeinflussung, die es von anderen Individuen erleidet. Eine Veränderung des Usus kann nicht wohl zustande kommen, ohne daß beides zusammenwirkt. Der Beeinflussung durch Andere bleibt das Individuum immer ausgesetzt, auch wenn es schon das Sprachübliche vollständig in sich aufgenommen hat". Hermann Paul[1]) hat damit die große Bedeutung anerkannt, welche die gegenseitige Wechselwirkung auf sprachlichem Gebiet in einer und derselben Sprachgemeinschaft besitzt. Dasselbe gilt natürlich ebenso von verschiedenartigen Sprachen, wenn auch nicht in gleich starkem Maße. Das Französische ist eine von den Sprachen, die im Laufe ihrer Entwicklung eine große Zahl fremdsprachlicher Elemente in sich aufgenommen hat, so daß damit auch die genannte Feststellung Pauls für verschiedenartige Sprachen ihre Gültigkeit besitzt.

Unter den zahlreichen fremden Einflüssen, die auf das Französische eingewirkt haben, machten sich die der germanischen Sprachen besonders nachdrücklich bemerkbar. Zunächst waren es die in vulgärlateinischer Zeit als Soldaten, Kaufleute und Beamte in Deutschland weilenden Römer und ferner die in romanischen Ländern befindlichen Soldaten, angesiedelten Bauern oder Sklaven germanischer Abstammung, durch welche die ersten, wenn auch weniger einflußreichen Berührungen zwischen Germanen und Romanen stattgefunden haben. In die romanischen Sprachen wurden daher schon damals germanische Wörter aufgenommen,

[1]) Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 34

die teilweise noch heute in der daraus hervorgegangenen französischen Sprache verwendet werden, teilweise jedoch schon vorher wieder erloschen sind, wie: *alces, carrago, drungus, framea, glesum, melca, reno, urus.*[1])

Später hatten dann, schon bevor die große Umgruppierung der Völker Europas einsetzte, Germanen den Rhein überschritten und waren in den nördlichen Teil Galliens eingedrungen. Infolge ihrer geringen Zahl übten diese jedoch ebenfalls noch keine nachhaltige Wirkung aus, sondern sie paßten sich bald dem Wesen und den Eigenarten der Gallier an. Mit der beginnenden Völkerwanderung wurden nun die Anstürme der germanischen Volksstämme auf das alte Gallien immer häufiger und wuchtiger. Neben den Einfällen der Sachsen, die in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts von den nördlichen und westlichen Küsten Frankreichs her unternommen wurden, sind die der Vandalen, Sueven und Westgoten von besonderer Bedeutung gewesen. Ebenso ist auch die Umsiedlung der Burgunder vom oberen Main nach Gallien zu beachten.

Von größtem Einfluß auf die gesamte Kulturentwicklung des mittelalterlichen Frankreich war aber die Überschwemmung Galliens durch die Franken, die in großen Scharen eindrangen und durch häufigen Nachschub neuer Volksteile in ihrem Einfluß bedeutend gestärkt wurden. Auf diese Weise fand eine regelrechte Durchdringung der beiden Völker statt, bei der unter den zahlreichen Einwirkungen auf allen kulturellen Gebieten auch ein nachdrücklicher Einfluß auf die Entwicklung der französischen Sprache, besonders aber auf den Wortschatz, stattfand. Die Gründe, die dazu Veranlassung gegeben haben, daß von den Sprachen der romanischen Völker das Französische die meisten germanischen Wörter aufgenommen hat, sind besonders geographischer Art. Denn die langgestreckte Grenze zwischen dem alten Gallien und Deutschland bot weniger natürliche Hindernisse wie z. B. die zwischen Italien und Deutschland, die durch die gewaltigen Höhenzüge der Alpen von einander getrennt werden.[2])

---

[1]) Vgl. J. Brüch, S. 19.
[2]) Vgl. J. Brüch, S. 118.

§ 1.

Gerade zur Zeit der Völkerwanderung sind viele germanische Wörter von den Franzosen übernommen worden, die nach ihrem Übergang in die andere Sprache denselben Wandlungen wie das französische Sprachgut unterlagen. Sie verloren dadurch ihre ursprünglichen Eigenarten und haben sich auf diese Weise vielfach bis in die heutige Sprache erhalten, während ein Teil von ihnen im Laufe der Sprachentwicklung wieder erloschen ist.

In der vorliegenden Abhandlung sind nur diejenigen germanischen Wörter einer Betrachtung unterzogen worden, die vor und während der altfranzösischen Periode, also bis zum 16. Jahrhundert, in die französische Sprache eingedrungen sind und während dieser Zeit oder im Laufe der weiteren Entwicklung des Französischen bis zur Neuzeit wieder erloschen sind. An Hand der wortgeschichtlichen Forschungen Fr. Neumanns, Mackels, Waltemaths und anderer Werke lassen sich etwa 440 Wörter feststellen, deren germanischer Ursprung mit Sicherheit nachzuweisen ist und die bis zum ausgehenden Mittelalter von der französischen Sprache aufgenommen worden sind. Von diesen gehört die bei weitem größte Zahl dem Kriegswesen an, eine Tatsache, die bei der großen Bedeutung der Kriege als Übermittler von Kulturgütern in damaliger Zeit nicht zu verwundern ist. Es sind etwa 90 Wörter. An zweiter Stelle steht die Rubrik „Haus, Familie, Kleidung“ mit 60 Wörtern; sodann folgt das Tierreich, sowie Handel und Gewerbe mit je 50, Schiffahrt mit 40, Rechtswesen mit 30, Pflanzenreich mit 15 und außerdem 105 Wörter mit allgemeinerer Bedeutung, die keinem der genannten Kulturgebiete zugeteilt werden können. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die meisten aus dem Germanischen übernommenen Elemente Konkreta sind, also Bezeichnungen von Kulturgegenständen, die zugleich mit dem bezeichneten Gegenstand von dem fremden Volke übernommen wurden.

§ 2.

Ein Teil dieser in das Französische eingedrungenen germanischen Wörter ist jedoch im dauernden Wandel der Sprache wieder erloschen, wie auch ständig Neubildungen aus dem vor-

handenen Sprachgut erfolgt sind. Untergang sowohl als auch Neuschöpfung von Wörtern sind notwendige Erscheinungen im Leben der Sprachen, die als menschliche Seelenäußerungen nicht eigenen Gesetzen in dieser Beziehung unterliegen, sondern in erster Linie abhängig sind von den Wandlungen im Bewußtsein der Menschen, von den Änderungen der Anschauungen und Vorstellungen. Allen Sprachveränderungen und damit auch dem hier zu behandelnden Untergang germanischer Elemente in der französischen Sprache geht also ein unbewußter psychologischer Vorgang parallel. Hiermit wird zugleich die Vermutung widerlegt, daß bei dem Verschwinden germanischer Wörter aus dem Französischen eine gewisse Willkür zu erkennen sei.

Wohl haben bei den Franzosen zeitweise Bestrebungen bestanden, wegen politischer oder ähnlicher Gründe bewußt Sprachveränderungen vorzunehmen, wie während der Revolution, wo Talleyrand[1]) folgende Forderung aufstellte: „Jeder Bürger muß daran mitarbeiten, alle Wörter aus der französischen Sprache zu entfernen, die eine schwankende und unbestimmte Bedeutung haben und daher für die Unwissenheit so bequem sind.“ Die hier ausgesprochene Forderung mag wohl berechtigt erscheinen; sie ist jedoch im allgemeinen unnötig, denn wie überall im organischen Leben, so vollzieht sich auch im Sprachleben spontan die Aussonderung des Ungeeigneten, Schwachen und Kranken und die schließliche Vernichtung, während das Kräftige und Entwicklungsfähige sich durchsetzt und jenem gegenüber den Vorzug hat. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß dieser ganz natürliche Vorgang der Ausscheidung unbrauchbarer Elemente durch die Forderung Talleyrands und seiner kleinen Anhängerschaft keine wesentliche Förderung und Beschleunigung erfahren hat.

§ 3.

Daß eine zielbewußte Ausstoßung germanischer Sprachelemente aus dem Französischen stattgefunden hat, wie aus politischen oder ähnlichen Ursachen angenommen werden könnte,[2]) ist aber auch deshalb nicht anzunehmen, weil es dem Sprechenden meistens nicht einmal möglich ist, die fremdsprachlichen Elemente als solche

[1]) Nyrop-Vogt: Das Leben der Worte. S. 178 ff.
[2]) Vgl. § 2 Abs. 2.

zu erkennen, da sie ja nach ihrer Einbürgerung alle französischen Wandlungen ebenso wie das eigene Sprachgut mitgemacht haben.

Es finden sich sogar Beispiele in den Werken französischer Sprachforscher, wo Wörter germanischen Ursprungs, freilich vielleicht nur zufällig, dem eigenen Sprachgut vorgezogen werden. So ist in der Archéologie von J. Pougens aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts festzustellen, daß dieser unter anderem auch einige ursprünglich germanische Wörter, die in der französischen Sprache allmählich erloschen waren, zur weiteren Verwendung empfiehlt, z. B. *larris* = ndl. *laar* = „leeres Feld", *bigoter* < ahd. *bi-god* (ein den Normannen beigelegtes Schimpfwort) = „abergläubisch fromm sein", usw. Diese aus dem Werke eines französischen Sprachgelehrten sich ergebende Tatsache kann also gleichfalls als Zeugnis dafür gelten, daß keine prinzipielle Abneigung gegen germanische Wörter im Französischen bestand, aus welcher der Untergang einzelner Teile erklärt werden könnte.[1]) — Im übrigen gibt es auch sonst noch Fälle, wo untergehendes germanisches Sprachgut erneut durch germanische Elemente ersetzt wurde, wie bei afz. *guenchir* = „wanken", für das *gauchir* (*gauche* = „links") eingetreten ist, das ebenfalls germanischen Ursprungs ist. Der Vorgang des Erlöschens entspricht also allein der jeweiligen psychologischen Eigenart der Allgemeinheit der dafür in Frage kommenden sprechenden Individuen.

§ 4.

Im Folgenden soll nun diese bekannte und wichtige Erscheinung des Unterganges von Wörtern einer näheren Betrachtung unterzogen werden und zwar an Hand von Beispielen, welche die germanischen Sprachelemente in der altfranzösischen Periode bieten. Ein ähnliches Thema, den Untergang alter Wörter im Verlaufe der englischen Sprachgeschichte, hat Friedrich Teichert behandelt, der aber Wörter jeglicher Art, nicht blos Lehnwörter untersucht[2]) und daher keine Parallele zu der folgenden Untersuchung bietet.

Wenn man zu diesem Zweck den französischen Wortschatz der älteren Zeit vornimmt, so ist man allein auf die im Verhältnis

[1]) Vgl. S. 80 über die Entgermanisierung.

[2]) „Über das Aussterben alter Wörter im Verlaufe der englischen Sprachgeschichte." Diss. Kiel 1912.

zur neueren Sprache nur spärlich überlieferten schriftlichen Aufzeichnungen angewiesen, da das Schreiben um die Wende des ersten Jahrtausends und in den darauf folgenden Jahrhunderten noch eine wirkliche „Kunst“ war, die nur eine kleine Gesellschaftsklasse ihr eigen nennen durfte. Man könnte daher die altfranzösische Sprache, wie sie uns in den Schriftwerken überliefert ist, ohne Bedenken als ein durch die Zensur geprüftes Abbild der wirklich gesprochenen Umgangssprache bezeichnen. Denn es ist zu berücksichtigen, daß in den ersten Jahrhunderten der Schriftperiode ein im Munde des Volkes gebrauchtes Wort noch lange nicht den Anspruch darauf erheben konnte, deshalb auch in der Schriftsprache Verwendung zu finden, wie es heute meistenteils der Fall ist. Dazu war damals noch ein weiterer Schritt notwendig. Da die Allgemeinheit des Volkes noch nicht dazu in der Lage war, schriftliche Aufzeichnungen zu machen, mußten die Wörter erst auch in die Sprache der Gebildeten eindringen, um von hier aus günstigenfalls in die Schriftsprache hineinzugelangen. Brüch (S. 115) äußert sich hierzu in ähnlicher Weise und erkennt die Schwierigkeiten an, die sich bei dem Nachweis von Wörtern in vor- und frühliterarischer Zeit bieten.

§ 5.

Die wenigen literarischen und historischen Werke aus der frühen altfranzösischen Zeit werden uns also kaum ein erschöpfendes Bild des gesamten Wortschatzes der damaligen Sprache geben, und hieraus erklärt sich auch die Tatsache, daß bei den älteren Sprachen häufig das Fehlen von Wörtern festgestellt wird, die in Wirklichkeit vorhanden gewesen sein müssen. Wie der indogermanische Wortschatz den „Met“ als Süßtrank kannte, während ein Wort für die „Biene“, die den zur Herstellung notwendigen Honig liefert, nicht nachweisbar ist, so ist auch für afz. *gante jante* = „Gans“ schwerlich ein germanisches Wort zu finden. Suolahti[1]) bemerkt jedoch, daß das Wort heute im hoch- und niederdeutschen Sprachgebiet in Lautformen verbreitet ist, die auf ahd. *ganzo,* mhd. *ganze* = mnd. *gante* beruhen.

[1]) Die deutschen Vogelnamen 412.

Wenn sich auch die mittelalterlichen Schriftsteller bei der Wahl ihrer Wörter und Ausdrücke von dem Gedanken leiten ließen, möglichst allgemeinverständlich zu sein, so werden sie dabei doch die Anwendung mancher familiärer, populärer und anderer Wörter aus irgend welchen Gründen unterlassen oder eingeschränkt haben.[1]) Und es ist daher sogar mit Sicherheit anzunehmen, daß manche Ausdrücke, die uns nur durch wenige Schriftwerke überliefert sind, im allgemeinen Sprachgebrauch dennoch häufiger verwendet worden sein können. Besonders nachteilig macht sich dieser Mangel in der sprachgeschichtlichen Forschung da bemerkbar, wo sich nur wenig schriftliche Aufzeichnungen bieten, aus denen über die Existenz einzelner Wörter genauere Schlüsse zu ziehen sind, wie es bei der Behandlung des Unterganges von Sprachelementen notwendig ist.

§ 6.

Eine bedeutsame Folge davon, daß das Lesen und Schreiben in älterer Zeit eine nur auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkte Kunst war, ist fernerhin der Umstand, daß damals der engere Zusammenhang einer größeren Sprachgemeinschaft und die gegenseitige Beeinflussung bei weitem nicht so stark war, wie es heute der Fall ist. Der gegenseitige Austausch und die Angleichung von Sprachelementen war infolge der geringen Verbreitungsmöglichkeiten eine bedeutend seltenere Erscheinung. Auf diese Weise erklärt es sich denn auch, daß im Altfranzösischen oft Wörter, die z. B. aus angrenzenden fremdsprachlichen Gebieten durch einzelne Individuen eingeführt wurden, sich kaum in diesen beschränkten Grenzgebieten einbürgern, geschweige denn Gemeingut der ganzen Sprachgemeinschaft werden konnten. Selbstverständlich läßt sich diese Einschränkung auf kleinere Gebiete auch heute noch feststellen, wie bei den alemannischen Lehnwörtern im französischen Jura, die auf den engen Kreis der Juramundarten beschränkt bleiben.[2])

§ 7.

Das Erlöschen der germanischen Eigennamen, die in großer Zahl in die altfranzösische Sprache eingedrungen waren, kann

[1]) Vgl. Josef Brüch, S. 88 unten.

[2]) Vgl. Tappelot: Alemanische Lehnwörter in den Mundarten der franz. Schweiz. I, II, Straßburg 1914—17.

wegen ihres Umfanges im Rahmen dieser Abhandlung nicht berücksichtigt werden und macht daher eine besondere Untersuchung erforderlich.[1]) Werner Kalbow hat sich in seinem Werke über die germanischen Personennamen eingehend mit dieser Art von Wörtern befaßt und spricht dabei u. a.[2]) von einem erhöhten Maße der Entartung, der die germanischen Namen auf gallischem Boden zum Opfer gefallen sind. Regellose Vermischung germanischer und romanischer Eigentümlichkeiten, willkürliche Entstellungen und Veränderungen in Kosenamen trugen wesentlich zu dieser Entartung und Vielseitigkeit der Namen bei. Auch bei diesen Sprachelementen hat sich die Erscheinung des Erlöschens wie überall bemerkbar gemacht.[3])

[1]) Z. B. Zusammensetzungen von Ortsnamen wie: *-bec, -ham, -ton* etc.
[2]) W. Kalbow, S. 22.
[3]) Vgl. *gerneume* S. 26, *guiscart* S. 25.

1. Kapitel.

Vorstadien des Erlöschens.

§ 8.

Gelegentliche Verwendung von Fremdwörtern.

Es erscheint zweckmäßig, zunächst einen Blick auf die entgegengesetzte Erscheinung des Erlöschens, die Neuaufnahme fremder Sprachelemente zu werfen, deren verschiedene Stadien sich ebenfalls im Einzelnen beobachten lassen. Hierbei ist in erster Linie die gelegentliche Verwendung eines Wortes aus einem fremdsprachlichen Nachbargebiet zu erwähnen. Da solche Elemente im Anfang nur in kleinen Sprachgebieten und auch dort bisweilen nur selten gebraucht wurden, war auch die Möglichkeit ihrer Aufzeichnung und Verbreitung nur gering. So findet sich bei Froissart (Ausgabe Kervyn v. Lettenhove XV. 290) das Substantiv *elin,* welches er selbst, da er wohl Grund hatte anzunehmen, daß es nicht ohne weiteres verstanden werden konnte, folgendermaßen erklärt: „Plusieurs nobles hommes que ils appellent ou pays les elins, c'est à dire les gentils hommes ou les juges des causes." Aus dem Zusammenhange dieser Textstelle bei Froissart geht noch hervor, daß *pays* sich auf das Land der Friesen bezieht. Demnach ist *elin* also ein ursprünglich friesisches Wort, das aus der friesischen Form *edling, edeling* (afries. *etheling*) zusammengezogen ist. Da nun afz. *elin* nur an der genannten Stelle bei Froissart nachgewiesen werden kann, ist anzunehmen, daß es sich hier um die gelegentliche Anführung eines direkt aus dem Friesischen entnommenen Wortes handelt, das also in Wirklichkeit nicht als Sprachgut einer größeren Sprachgemeinschaft oder eines Grenzdialekts anzusehen ist.

Dieselbe Erscheinung ist bei dem ebenfalls nur einmal in einer Urkunde aus St. Omer im 15. Jahrhundert handschriftlich überlieferten afz. *claphout* = „Daubenholz, Faßholz" zu be-

obachten, das mit dem mndl. *claqhout* = „Eichenplanke“ identisch ist.[1]) Auch dieses Wort scheint nur die zufällige Verwendung des dem Verfasser der genannten Textstelle bekannt gewesenen fremden Sprachgutes zu sein.[2]) Schließlich gehört zu dieser Art von Wörtern auch afz. *scolaringue,* dessen Ursprung Baist[3]) im Germanischen sucht, dessen Bedeutung aber weder er noch Godefroy (VIII. 340c) zu erklären vermögen.

Neben diesen durch einen besonderen Glücksumstand aufgezeichneten und der Nachwelt überlieferten altfranzösischen Elementen wird es zweifellos noch eine Menge von anderen gegeben haben, die aber wieder verloren gegangen sind, ohne auch nur die geringste Spur in den uns überlieferten Schriftwerken hinterlassen zu haben. Anderen dagegen war es vergönnt, infolge irgendwelcher günstigerer Verhältnisse sich zunächst im Grenzgebiet weiter zu verbreiten und schließlich durch Übernahme anderer oder erweiterter Bedeutungen der ganzen Sprachgemeinschaft anzugehören. Man vergleiche hierzu das aus der germanischen Seemannssprache entnommene afz. *tref,* welches neben „Segel“ auch „Zelt“ bezeichnete. Während es sich als reiner Fachausdruck der Schiffahrt als „Segel“ nur vom 12. bis 13. Jahrhundert behauptete, ist es in der allgemeineren Bedeutung „Zelt“ noch im 15. Jahrhundert nachzuweisen.[4])

Im Mittelalter war tatsächlich nur einem geringen Teil solcher fremdsprachlichen Elemente eine ausgedehntere Verwendung beschieden, da es an den neuzeitlichen Mitteln, besonders der Buchdruckerkunst, fehlte, die eine schnelle und weite Verbreitung begünstigten. Daher ist es zu verstehen, daß gerade in der altfranzösischen Periode eine große Zahl von germanischen Wörtern nachzuweisen ist, die, auch wenn sie bis in die zentralen Gebiete Frankreichs eingedrungen waren, nach einiger Zeit wieder erloschen. Die folgende, an Hand der hier behandelten germanischen Wörter aufgestellte Übersicht nach den Jahrhunderten des Unterganges, soweit sie sich ermitteln lassen, wird die Behauptung von der Begünstigung des Erlöschens aus Mangel an

[1]) Vgl. D. Behrens: Frz. Wortgeschichte u. Gramm. S. 228.
[2]) Vgl. afz. *garmos* S. 26, afz. *pol* S. 29, *welke* S. 25.
[3]) Baist: Germanische Seemannsworte S. 13.
[4]) Godefroy VIII. 35a, b.

günstigen Verbreitungsmöglichkeiten bestätigen. Es sind danach untergegangen im:

12.	Jahrhundert	11	Wörter
13.	„	28	„
14.	„	25	„
15.	„	19	„
16.	„	18	„
17.	„	8	„

Hieran ist zunächst verwunderlich, daß die Zahl der erloschenen Elemente im 12. Jahrhundert verhältnismäßig gering ist. Das liegt aber zweifellos daran, daß die Menge der aus dieser Zeit überlieferten Schriftwerke noch nicht sehr groß ist gegenüber den folgenden Jahrhunderten. Mit der größten Zahl von erloschenen Wörtern (28) steht sodann das 13. Jahrhundert an der Spitze; ihm folgt das 14. Jahrhundert mit 25 usw. Erstaunlich ist schließlich noch die verhältnismäßig hohe Zahl von 18 Wörtern im 16. Jahrhundert. Dies mag aber an den mannigfachen sprachlichen Reformbestrebungen[1]) liegen, die damals mit großem Eifer unternommen wurden.

Heute ist der innere Zusammenhang einer Sprache viel fester und der Austausch geistiger und materieller Güter durch die Errungenschaften der Technik unendlich viel leichter möglich. In der heutigen Zeit werden mit Hilfe der allgemeinen Verbreitung der Buchdruckerkunst in kürzester Zeit große Mengen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften hergestellt, die mit ihrem geistigen Inhalt zugleich die sprachlichen Eigentümlichkeiten selbst in die entlegensten Gegenden gleicher und fremder Zunge hinaustragen. Im Mittelalter dagegen, wo es weder den Buchdruck noch die schnellen Verkehrsmittel der Neuzeit gab, wurde die einzige Verbindung zwischen weiter auseinanderliegenden Landesteilen durch reisende Händler und Kaufleute hergestellt, die mit ihren Waren gemächlich von einem Ort zum andern zogen. Die wichtigste Rolle als Übermittler von Kultureigenarten spielten damals außerdem die Kriegszüge, besonders die der Franken und die damit verbundene Einführung des fränkischen Heerwesens in Gallien, wovon die zahlreichen germanischen Ausdrücke aus dem Kriegswesen in der altfranzösischen Sprache zeugen.

[1]) Vgl. S. 76.

Die Neubildung und das Erlöschen von Wörtern sind, wie bereits erwähnt, unwillkürliche Vorgänge, die sich im allgemeinen aus der Notwendigkeit und dem Zweckmäßigkeitsbestreben des Sprachgebrauchs ergeben. Eine interessante Ausnahme hiervon mag an dieser Stelle beiläufig erwähnt werden. Es ist die in Berlin herausgegebene Unterhaltungszeitschrift „Allgemeiner Wegweiser für jede Familie". Diese enthält eine besondere Rubrik „Worte der Zeit", in welcher Neubildungen von Wörtern, Fremdwörter usw., die in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften vielfach noch als wenig bekannte Fach- und Spezialausdrücke verwendet werden, mit einer genauen Erklärung ihrer Bedeutung allen Kreisen des Volkes zugänglich gemacht werden sollen. — Dies ist ein selten auffälliges Beispiel dafür, wie in der modernen Zeit wenig gebrauchte oder neugebildete Wörter auf leichte und schnelle Weise Allgemeingut einer Sprachgemeinschaft werden können.

Man vergegenwärtige sich schließlich noch, wie in kurzen Zeiträumen, in wenigen Jahren, Monaten und selbst Tagen in der heutigen Zeit Fremdwörter in andere Sprachen einzudringen vermögen. Denken wir dabei nur an die Zeit nach dem Kriege 1914/18, wo durch die engen, wenn auch weniger freundlichen Beziehungen Deutschlands zu seinen ehemaligen Feinden mit Windeseile fremde Wortbildungen selbst innerhalb weniger Tage vor allem durch die Presse im Munde eines ganzen Volkes, einer großen Sprachgemeinschaft, sich eingebürgert haben, „Reparation", „Valuta", „Inflation" und wie sie sonst noch alle heißen mögen.

§ 9.

Seltene Fachausdrücke in Dialektgebieten.

Das Vorhandensein schneller und günstiger Verbreitungsmöglichkeiten ist aber nicht allein für neuentstandene oder eingeführte Wörter von Bedeutung, sondern auch für den Wortschatz einer Sprache ganz allgemein. Die sich dauernd wiederholenden Einflüsse durch häufige Wiederkehr und Verwendung derselben Wörter von Bewohnern aus anderen Landesteilen bewirken, daß einzelne Sprachelemente, die hier oder da infolge ihrer weniger wichtigen Bedeutung in den Hintergrund treten und schließlich in Vergessenheit geraten würden, immer von neuem aufgefrischt

werden und dadurch eine Anregung zu weiterer Verwendung erhalten.

Ganz anders lagen die Verhältnisse aus den genannten Gründen natürlich in der älteren Zeit, und es ist daher verständlich, daß auch im Altfranzösischen viele Wörter germanischen Ursprungs erloschen sind, deren Vorhandensein nur in einzelnen Landesteilen und zwar besonders in den nördlichen Küstengegenden und den nordöstlichen Grenzgebieten, die dem germanischen Einfluß am meisten ausgesetzt waren, durch wenige Schriftwerke nachgewiesen werden kann. Solche Elemente, die vielfach infolge ihrer Verwendung als Fachausdrücke ohnehin nur für kleinere Kreise und Berufsklassen in Frage kamen, erhielten aus dem übrigen französischen Sprachgebiet nicht die nötige Stärkung und Auffrischung, da sie dort nicht genügend bekannt waren. Die Lebensfähigkeit dieser Art von Wörtern war erklärlicherweise nicht sehr gesichert, so daß sie im dauernden Wandel der Sprache leicht durch andere, gleichbedeutende Ausdrücke ersetzt werden konnten und so ihrem Aussterben entgegengingen. Selten haben sie sich bis in die moderne Sprache oder ihre Dialekte erhalten wie das afz. Substantiv *scolkin* — „Scholle, platte Fischart“ = mndl. *scholle,* welches Godefroy (VII. 341 a) in einigen Lütticher Urkunden gegen Ende der altfranzösischen Periode nachweist. D. Behrens[1]) hat das Wort noch heute in jenem Dialektgebiet angetroffen.[2])

a) Die germanischen Worte im Normannischen.

Sehr zahlreich waren die ehemals von den seefahrenden germanischen Volksstämmen übernommenen Schiffahrtsausdrücke und besonders die Bezeichnungen für die verschiedenen Schiffsarten. Diese Wörter, die reine Fachausdrücke waren, hatten natürlich nur für die Küstenbewohner eine Bedeutung, während ihre Verwendung im Binnenlande kaum in Frage kam. Infolgedessen war die Möglichkeit des Erlöschens bei diesen sehr groß. Den Beweis dafür liefern eine Menge von germanischen Seemannswörtern, die nur eine sehr kurze Lebensdauer in der normannischen Mundart hatten, wie:

[1]) D. Behrens: Frz. Wortgeschichte und Grammatik, S. 105.

[2]) Vgl. auch afz. *guiscart,* S. 25.

eskei — „kleines Boot, Beischiff“ (anord. *skeð*), 12. Jahrh.;

esneque — „schnelles Schiff“ (anord. *snekkja*[1]), 12. und 13. Jahrh.;

plete[2]) = „flaches Schiff“ (ostfries. *pleit* flaches und breites Schiff), 15. und 16. Jahrh.;

eschipre „Schiffer“ (anord. *skipari,* ags. *scipere*), 12. und 13. Jahrh., s. Godefroy, III. 392a;

esturman = „Steuermann“ (ndl. *sturman*);

estiere = „Steuer“ (ags. *srteo*);

estrenc — „Tau“ zur Befestigung des Mastes (anord. *strengr*), 12. Jahrh., von Godefroy III. 641b mit der ungenauen Bedeutung „(Stütz-)Balken“[3]) versehen.

Alle die hier genannten Wörter waren nur in dem begrenzten Sprachgebiet des Normannischen und Anglonormannischen gebräuchlich und sind hieraus nach längerer oder kürzerer Zeit wieder verschwunden, ohne Allgemeingut der gesamten französischen Sprache geworden zu sein.

Auch afz. *utlague* = „geächtet“ war ein Seemannsausdruck. Er ist das aus dem Altenglischen übernommene *ūtlaga,* = „geächtet“ (< altnord., neuengl. *outlaw*). Daß *utlague* sich trotz seiner ziemlich allgemeinen Bedeutung nicht weiter nach dem Innern Frankreichs verbreitet hat, mag daran liegen, daß dort verschiedene andere Wörter in diesem Sinne gebräuchlich waren, wie *exilé, proscrit, banni* usw., sodaß man dort an einem neuen gleichbedeutenden Wort kein besonderes Interesse hatte. *Utlague* ist nur aus dem 12. und 13. Jahrh. bekannt.

Im Seerecht spielte das „herrenlose Gut“ früher eine wichtige Rolle, wofür im 14. und 15. Jahrh. besonders in den Küstengegenden der Normandie *chose gaive* (mask. *gaif,* mittelengl. *waif*) gebräuchlich war.

Allein im Ysopet von Marie de France, die im 12. Jahrh. am englischen Hof lebte und in normannischer Mundart

[1]) Vogel, S. 504, bezeichnet die nordische Schiffsart als ein 20 sitziges Ruderschiff, während das spätere hanseatische Schiff ein kleines, schnellfahrendes Segelschiff war.

[2]) Vogel, S. 502. *pleyte* = Frachtschiff, ähnlich dem in ndl. Küstengewässern verwendeten Ewer.

[3]) Vgl. Thomas, Romania XXIX 1900, S. 174.

dichtete, wird mehrmals ein Substantiv *welke* verwendet, das Godefroy (VIII. 330c) als „Schildkröte“ erklärt. Diese Bedeutung scheint aber nicht ganz zutreffend zu sein, wie aus einer der von ihm angeführten Textstellen hervorgeht, die folgendermaßen lautet: „Jadis un aigle vint volant jouste la mer, poissons querant; une wecle trouva entiere.“ *Welke* diente also wohl eher zur Bezeichnung von „Seemuschel“ (ags. *veolc,* anfrk. *welc*), wie auch Warnke (Ausgabe des Isopet, Glover) übersetzt. Es ist in anderen afz. Werken nicht nachzuweisen und war, da die Schreiberin, wie erwähnt, in England weilte, vielleicht nur die Anführung eines englischen Wortes.[1])

Das nach dem normannischen Dialektgebiet weisende Substantiv *tondre* = „Zunder“, das Feuerzeug der normannischen Seeleute vor der Erfindung der Zündhölzer, ist ebenfalls nur aus wenigen altnormannischen Texten des 12. Jahrhs. bekannt. In demselben Dialektgebiet war auch *hogue* = „Hügel“ (anord. *haugr*) gebräuchlich. Heute findet sich dieses Wort nur noch in dem Ortsnamen *La Hogue* und in einigen davon abgeleiteten Deminutiven gleichfalls als Ortsbezeichnung. — In die altnormannische Zeit des 13. und 14. Jahrhs. weist auch das Wort *berman* = „Lastträger“ (niederd. *berman,* Meyer-Lübke 1044); daneben ist eine afz. Form *brumen* vorhanden.[2])

In das normannische Sprachgebiet gehört fernerhin das Adjektiv *guiscart* = „schlau, scharfsinnig“, wie aus einer Textstelle bei Antoine du Verdier[3]) deutlich hervorgeht: „C'est ce Robert lequel, par son excellent esprit et astuce grande, fust nommé Guiscard, qui en la langue des Normands signifie ingénieux et rusé“. Auch gebrauchten die apulischen Normannen ehemals als Schlachtruf gern den Namen ihres tapferen Führers (Robert) Guiscard, des normannischen Herzogs von Apulien. Nach Godefroy soll *guichard* im Normannischen bisweilen noch jetzt in derselben Bedeutung vorkommen.

Zu den nur seltenen germanischen Elementen gehört auch das aus ags. *wibba* hergeleitete afz. *wibet guibet* = „kleine Fliege, Schwabe“, das Godefroy (IV. 381a) nur in wenigen anglo-

[1]) Vgl. S. 19 u. 20 *elin, claphout, scolaringue.*

[2]) Vgl. Behrens: Frz. Wortgeschichte und Grammatik. S. 32.

[3]) Diverses Leçons, éd. 1616. S. 405.

normannischen Texten des 12. Jahrhs. bucht. Das Wort existiert noch heute, besonders in der Normandie und französ. Bretagne.[1])

b) Die nördlichen und nordöstlichen Dialekte.

Außer den zuletzt genannten anglonormannischen Wörtern, die teils englischen bzw. angelsächsischen, teils nordischen Ursprungs sind, war im Altfranzösischen eine Reihe von Elementen aus dem Niederländischen und Flämischen vorhanden. Auch bei diesen ist wieder festzustellen, daß sie zwar in kleine nord- oder nordostfranzösische Gebiete eingedrungen waren und durch irgend einen Zufall in einem schriftlichen Zeugnis der Nachwelt überliefert sind, sich aber auf die Dauer nicht behaupten konnten. So weist nach der flämisch-französischen Grenze afz. *esclaidage* (fläm. *sledde* — Schlitten), welches zur Bezeichnung einer Steuer auf gewisse Waren diente, die mit Karren oder Schlitten über die Grenze geschafft wurden. Godefroy (III. 398b) bucht das Wort nur zweimal in den Statuts de Mézières. Aus dem flämischen Gebiet ist auch afz. *godendac* „Guten Tag", eine Hellebarde der Flämen, übernommen worden. J. Jordan (S. 37) glaubt, daß diese scherzhafte Bezeichnung, die seit dem 13. Jahrh. nachzuweisen ist, auf der Beobachtung beruht, daß die Körperbewegung der mit dieser Waffe Schlagenden einer Grußbewegung ähnlich sei. Dies eigenartige Wort ist nur bis zum 15. Jahrh. in einem beschränkten Gebiete Nordfrankreichs nachzuweisen. — Vermutlich stammt auch das zweimal im 12. und 13. Jahrh. im champagnischen Dialekt bezeugte afz. *garmos* — „Schminke, Schönfärberei" aus dem Germanischen und zwar aus anfrk. *warmōs* — „Kräutersuppe" (vgl. Meyer-Lübke 9506). Die Ähnlichkeit der beiden Wortformen ist so groß, daß man ebenfalls beinahe eine direkte Entlehnung aus der fremden Sprache vermuten könnte, die erst kurze Zeit vor der schriftlichen Aufzeichnung erfolgt sein kann.[2])

Der eigenartige Fall, daß ein germanischer Städtename durch einen Kulturgegenstand über See nach der Nordküste Frankreichs getragen wurde und dort für kurze Zeit Verwendung fand, ist in afz. *gerneume* vorhanden, das in Verbindung mit

[1]) Thomas: *Mélanges* S. 169.

[2]) Vgl. auch: Thomas: *Mélanges* S. 79/80.

dem Substantiv *harenc* eine besondere Heringsart bezeichnete. Es ist aus der älteren Form des englischen Städtenamens *Yarmouth „Gernemua" (Gerne-mupa)* hervorgegangen. *Yarmouth* war im Mittelalter durch seine großen Heringsfänge bekannt, und bedeutende Mengen der in jener Gegend gefangenen Heringe wurden auf Schiffen nach den französischen Küsten gebracht unter der Bezeichnung *harens de gerneume,* wie man bei uns z. B. von „Kieler Sprotten" spricht. Daneben findet sich auch die ursprünglichere Form *gernemue,* während das Wort in lateinischen Texten als *Gernemuta*[1] bekannt ist. Für das französische Wort sind nur Zeugnisse aus dem 13. Jahrh. vorhanden (z. B. *Adam de le Hale* aus Arras). Auch hier ist wieder erwiesen, daß ein Spezialausdruck eines beschränkten Kreises von Fischern nur eine kurze Lebensdauer hatte.

Schließlich seien noch zwei Ausdrücke aus dem Tuchmachergewerbe genannt, die gleichfalls von den nordöstlichen Nachbarn übernommen wurden, afz. *diquedune* = „eine Art Tuchgewebe" (fläm. *dickedinne*)[2]) und afz. *dokes* = „Stück Zeug" (mndl. *doke,* mhd. *tuoch,* nhd. Tuch), belegt in zwei Urkunden von St. Omer (Artois). Neben dem Ersteren weist Godefroy (I. 104b) auch ein Wort *adiquedune* nach, dessen Bedeutung er nicht zu ergründen vermag. Aus der von ihm angeführten Textstelle ist aber ersichtlich, daß es sich hier um dasselbe Wort *diquedune* handelt, bei dem nur durch einen Schreibfehler *a* = *diquedune* in einem Worte geschrieben sind. *Diquedune* ist aus wenigen Verordnungen des 14. Jahrh. (Champagne, Noyon) bekannt, *dokes* nur aus dem Ende des 13. Jahrh.

§ 10.

Die Anfänge der Schriftperiode.

Bei den bisher angeführten Wörtern handelte es sich teils um Seemannsworte, teils um Fachausdrücke, die nur zum Sprachgut beschränkter Berufs- und Gesellschaftskreise in gewissen Dialektgebieten gehörten und daher meist nach kurzer Zeit wieder verschwanden, ohne überhaupt Allgemeingut der französischen Sprache

[1]) Vgl. Thomas: Romania XXVIII. 1899. S. 187.

[2]) Vgl. Grandgagnage II. 347.

geworden zu sein. Eine besondere Schwierigkeit bei der Betrachtung des Unterganges altfranzösischer Wörter germanischer Herkunft oder des Vorganges des Erlöschens ganz im allgemeinen stellt sich nun bei solchen Ausdrücken ein, die nur in der ersten Zeit der Schriftperiode in wenigen und oft nur einem Text nachzuweisen sind. Bei diesen ist weder festzustellen, ob sie schon längere Zeit vorher in der Sprache gebräuchlich waren, noch ob sie nur zufällig schriftlich niedergelegte Zeugnisse für selten verwendete Wörter darstellen.

Man betrachte hierbei zunächst das altfranzösische Substantiv *algier, algeir* = „Wurfspieß“ (anord. *atgeirr* = „Hellebarde“, ae. *ætgâr,* frk. **atgnir*), das nur aus drei Stellen im Rolandslied (438., 442., 2074. V.) bekannt ist. Während an den zwei ersten Textstellen der König Marsilies bei einer Versammlung auf dem Throne sitzend einen vergoldeten *algier* in der Hand hält, findet in V. 2074 eine längere Aufzählung der verschiedensten Wurfwaffen statt: „lances e espiez, wigres e darz e museraz et algiers.“ Wenn man davon absehen will, daß *algier* hier zum Zwecke der Assonanz an letzter Stelle steht, so lassen doch schon die beiden ersten Textstellen, wo der *algier* dem König gleichsam als Szepter diente, erkennen, daß die Bedeutung des Wortes als Kampfwaffe damals nur noch sehr gering gewesen sein muß. Was nun das Vorhandensein von *algier* in der Zeit vor dem 12. Jahrh. im Altfranzösischen anbetrifft, aus der nur wenige oder überhaupt keine schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden sind, so ist in diesem Falle die Gewißheit für einen früheren Gebrauch des Wortes durch eine kulturhistorische Tatsache gegeben, nämlich daß der fränkische König statt des Szepters die alte Lanze der kriegerischen Germanen führte. Aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß *algier,* welches im Rolandsliede in diesem Sinne verwendet wurde, auch schon vorher diese Rolle inne hatte. Wenn man also eine Existenz des Wortes vor Beginn der altfranzösischen Schriftperiode annimmt, so würde sich sein Untergang durch den Bedeutungswandel aus der größeren Zahl der in V. 2084 erwähnten, gleichbedeutenden Waffenbezeichnungen erklären, die gleichzeitig daneben Verwendung fanden und jenes schließlich ganz zurückdrängten.

Selten finden sich so günstige Anhaltspunkte, mit Hilfe deren sich das fragliche Vorhandensein solcher Wörter vor Beginn der

Schriftperiode feststellen läßt, in Zeiten, wo nur wenige Zeugnisse spärliche Aufschlüsse vermitteln. So wird im Altfranzösischen nur einmal und zwar in der Passion Christi ein Adverb *cuschement* = „ehrfurchtsvoll“ (germ. *kūski* = rein, keusch) nachgewiesen: „A grand honor de ces pimenc l' aromatizen cuschement“ (l' = den Leib Christi). Ebenfalls nur einmal findet sich afz. *fradous* (ahd. *freidi* = abtrünnig, verwegen) im 12. Jahrh. im anglonormannischen Dialekt (Brut von Wace), welches Godefroy (IV. 119a) als *pauvre, misérable* usw. erklärt. Näheres wissen wir auch nicht über afz. *pol* = „Lache, Pfütze“ (germ., anord., frk. **pol* = Pfuhl), das nur einmal bei Philipp v. Thaon[1]) mit der unveränderten germanischen Wortform nachgewiesen wird, sodaß es fast für die direkte Übernahme des fremdsprachlichen Elements gehalten werden kann.

Der ähnliche Fall liegt in afz. *toivre, atoivre* = „Zugtier“ (frk. **tiber* = Opfertier) vor. Es ist nur aus dem 12. Jahrh. bekannt und hatte daneben als Fachausdruck in der Schiffahrt auch die Bedeutung „Bugspriet“, welche jedenfalls durch den am Bug eines Schiffes zur Ausschmückung angebrachten Tierkopf entstanden ist. Die Nebenform *atoivre* wird von Körting (9533) aus „la toivre“ über „l' atoivre“ erklärt. — Afz. *esclem(b)* = „schief“ (germ. *slimb*) wird von Godefroy (III. 403c) als astronomischer Ausdruck zur Bezeichnung einer sich auf den Lauf der Sonne beziehenden Tatsache nur im 12. Jahrh. bezeugt, z. B. im Cumpoz von Philipp de Thaun (381, Mall.): „Içọ (li Soleilz) fait sa chariere, ki n' en est dreituriere; Anceis vait en esclem e par ço pruvet l' em que quant il vait de luin, ne sunt nient li jurn lung.“ *Esclem* ist hier also im Gegensatz zu *dreituriere* zur Bezeichnung einer astronomischen Feststellung gebraucht, die in Anbetracht der damaligen primitiven Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht leicht auszudrücken war und daher vielleicht möglichst umschrieben wurde, sodaß sich hieraus der seltene Gebrauch von *esclem* im anglonormannischen Sprachgebiet erklären ließe. — In wenigen flandrischen Texten des 12. Jahrhs. wurde afz. *esprecquer* = „stechen“ *(ex* + anfrk. *prĭkkōn)* verwendet, dessen Bedeutung sich allmählich in übertragenem Sinne zu „necken,

[1]) Bestiaire, 408. Wright: „Ceo dit Escripture, vin e femme unt une nature, que funt des sage fol, tribucher el pol“ (Neue Ausg.: Walberg, Lund).

sticheln“ entwickelt hatte. In diesem Bedeutungswandel und dem Vorhandensein anderer Wörter in gleicher Bedeutung daneben mag auch der Grund des Erlöschens von *esprecquer* zu suchen sein, falls das Verbum überhaupt schon vorher längere Zeit im Altfranzösischen gebräuchlich gewesen ist.

Die Frage nach dem Vorhandensein germanischer Wörter im Französischen vor Beginn der Schriftperiode verliert bei solchen Ausdrücken an Wichtigkeit, die, wenn auch selten, außer im 12. Jahrh. auch im 13. und später nachzuweisen sind. Bei diesen kann man aus den wenigen Belegen mit größerer Sicherheit darauf schließen, daß es sich um Elemente handelt, die schon eine längere Zeit in der altfranzösischen Sprache vorhanden waren und vielleicht eine wichtigere Rolle gespielt haben. So ist das Verbum *truillier* = „bezaubern, besprechen“ (frk. **trulljan*) nur aus wenigen Belegen des 12. und 13. Jahrhs. bekannt, obgleich angenommen werden kann, daß das Wort bei der damaligen stärkeren Neigung des Volkes zum Aberglauben und zur Zauberei im mündlichen Gebrauch eine wesentlichere Rolle gespielt hat.[1])

Ein seltenes Wort im 12. und 13. Jahrh. war auch afz. *osterin* = „morgenländisch“ (germ. *aust*), welches sowohl als Adjektiv, als auch als Substantiv Verwendung fand. Früher wurde es besonders mit „purpurfarbig“ übersetzt, während Godefroy (V. 656c) folgende Erklärung gibt: „de pourpre, teint en pourpre, ce qui ne détermine pas la couleur, car il y avait de la pourpre de toutes couleurs“. Das Substantiv erklärt G. als „étoffe de pourpre, d'une nuance qu'il serait aujourd'hui impossible de préciser“. — Wie es sich bei *osterin* um einen Fachausdruck aus dem Tuchmachergewerbe handelt, so auch bei afz. *isanbrun* (ahd. **īsenbrūn*[2]) = eisenbraun), das einen Stoff von brauner oder schwärzlicher Farbe bezeichnete und nur aus einigen Texten des 13. Jahrhs. bekannt ist. Bei beiden Wörtern ist anzunehmen, daß sie als Fachausdrücke eines besonderen Gewerbes nur in beschränkten Sprachkreisen verwendet wurden und daher nicht Allgemeingut der frz. Sprache waren.

---

[1]) Vgl. § 4, 2. Abschnitt.

[2]) ahd. *īsenbrūn* ist eine von den wenigen Wortzusammensetzungen mit *īsen* = „Eisen“, die in der germ. Literatur nicht vorkommt, wohl aber „eisenfarbig, eisengrau“ usw.

Sehr selten wurde nachweislich vom 12.—14. Jahrh. afz. *runer* „flüstern, raunen“ (ahd. *runon*) neben *parler* und *dire* verwendet; außerdem waren daneben seit dem 12. Jahrh. schon die gleichbedeutenden Verben *murmurer* und seit dem 14. Jahrh. *chuchoter* vorhanden.

Im folgenden werden noch einige Wörter germanischen Ursprungs genannt, über deren Existenz sich infolge seltenen Vorkommens keine näheren Angaben machen lassen:

afz. *werbler* (frk. *wirbilon*) = mit der Stimme „wirbeln“, 13. und 14. Jahrh.

afz. *esclider* (ags. *slîdan*) = „gleiten“, 13. und 14. Jahrh.

„ *esprohon* (frk. *sprawo,* altsächs. *sprâ*) = „Star“, neben afz. *étourneau,* 13. und 14. Jahrh., hauptsächlich anglonormannisch.

afz. *esteil* (ahd. *stichil*) „Pfahl“, in wenigen Urkunden des 15. Jahrhs. aus de Pikardie und Isle de France.

afz. *gandir* (got. *wandjan* — wenden) = „ausweichen“, 12. und 13. Jahrh. im Anglonormannischen.

afz. *escraper* (frk. *skrapon* schaben, abkratzen) = „abkratzen“, 15. und 16. Jahrh. im Wallonischen.

afz. *balam* (got. *balan,* Körting Wb. 1169) „Blesse“ eines Pferdes, das von Godefroy (I. 560b) nur in einem Neuchâteler[1]) Text des 14. Jahrhs. als Adjektiv *balani* nachgewiesen wird. Das Wort liegt nach Suchier auch dem *bale (jumente)* des Liber historiae Kap. 44 zu grunde. Vgl. Zeitschrift f. roman. Phil. XVIII. 1894 S. 186ff. Im Rumänischen ist noch heute das Wort *bălan* gebräuchlich.

Eigenartig ist das aus anord. *râs* = „Wasserrinne, Lauf“ hergeleitete afz. Substantiv *rase,* das zunächst nur zweimal in einem in Flandern verfaßten Werke[2]) des 13. Jahrhs. nachgewiesen wird und dann erst später wieder im 15. Jahrh. in einigen Urkunden etwa aus derselben Gegend, wo es häufig neben *fossé* verwendet und sogar durch dieses erläutert wird. Aus dieser letzten Tatsache ist zu entnehmen, daß *rase* im 15. Jahrh. nicht mehr allgemein verständlich war und daher wohl eines erklärenden Zusatzes bedurfte. — Eine etwas längere Lebensdauer scheint

[1]) Vgl. Prokop, Gotenkrieg I, 18.

[2]) Couronnement Renart, 760 u. 770 in Méon: Roman de Renart 4.

afz. *escriler* = „ausgleiten“ (schwed. *skrilla*) gehabt zu haben. Es findet sich vornehmlich in normannischen Urkunden und in Glossaren des 12. bis 15. Jahrhs., sodaß man aus diesem Grunde vermuten kann, daß das Wort für die Literatursprache von geringerer Bedeutung gewesen ist als für die allgemeine Umgangssprache.

In dem bisher behandelten Abschnitt ist die große Zahl der Wörter untersucht worden, die in der uns überlieferten altfranzösischen Schriftsprache nur selten vorkommen und die meist nur eine sehr kurze Lebensdauer hatten. Es wurde schon bemerkt, daß aus den spärlich überlieferten Zeugnissen aus dem Anfang der Schriftperiode, wo der größte Teil der Schreibkundigen der Geistlichkeit angehörte, die in der Wahl der Ausdrücke besonders vorsichtig war, schwerlich brauchbare Schlüsse über die Art und Häufigkeit des Gebrauchs mancher Wörter gezogen werden können. War doch der Unterschied zwischen dem Sprachmaterial des schriftlichen und des mündlichen Gebrauchs damals ein viel größerer als heute. Es ist auch bekannt, daß sich gewisse Sprachelemente und Eigenarten in der sozusagen konservativeren Schriftsprache länger erhalten können als in der mündlichen Verkehrssprache, die bedeutend leichter und häufiger Veränderungen der verschiedensten Art unterworfen ist. Bürgern sich doch auch im mündlichen Sprachgebrauch neue Elemente weit schneller ein als in der Schriftsprache, bei welcher jeder Schreiber sich vorher erst überlegt, ob seine Ausdrucksweise auch möglichst gut verstanden wird oder ob es nicht zweckmäßiger ist, ein neues Wort besser durch ein älteres und allgemein verständliches zu ersetzen.

Aus diesen Betrachtungen heraus kann man also im Zweifel darüber sein, ob die Mehrzahl der zuletzt genannten germanischen Elemente in der altfranzösischen Sprache tatsächlich selten verwendet wurde, oder ob es sich vielleicht nur um solche Ausdrücke der allgemeinen Verkehrs- und Umgangssprache handelte, die den besonderen Bedingungen der Schrift- und Literatursprache nicht genügten und die nur durch Zufall in diese hineingeraten sind. An dieser Stelle mag aber die Feststellung genügen, daß die fraglichen Wörter in der afz. Schriftsprache nur selten nachzuweisen sind und nach kurzer Existenz wieder in Vergessenheit

gerieten, aus Gründen, die sich in Anbetracht der spärlich überlieferten Zeugnisse nach mehr als einem halben Jahrtausend heute nicht mehr annähernd ermitteln lassen.

---

2. Kapitel.

Besonderheiten eines nicht vollendeten Untergangs.

§ 11.

Spezialisierung der Bedeutung, verbunden mit Einschränkung der Verwendung.

Die alte Aktualitätstheorie Heraklits, welche lehrt, daß das Wirkliche, die Natur, nicht ein beharrendes Sein, sondern ein unaufhörliches Werden ist, wird recht offensichtlich auch durch das Leben der Sprachen bewiesen, das ein ewiges Fließen und Verändern darstellt. Wie in der Natur so geht auch in den Sprachen ein dauernder Wandel in den verschiedensten Beziehungen vor sich, besonders aber wohl bei den Bedeutungen der Wörter. Fast bei jedem Gebrauch eines Wortes wird ihm eine wenn auch noch so kleine und unscheinbare Bedeutungsverschiebung zuteil, die auf Gründen der Ähnlichkeit, Verwechslungen, Mißverständnisse usw. beruht. Andererseits können auch Wandlungen in Kulturzuständen mehr oder weniger große Umwälzungen auf sprachlichem Gebiete hervorrufen. Man denke dabei an die Einführung des Christentums, an die verschiedenen Stadien des mittelalterlichen Lehnswesens, die Errungenschaften der Kunst, Wissenschaft und Technik. Dies alles sind wichtige Momente, die einen dauernden Wandel und fortwährende Veränderung im Bild der Sprache veranlassen und besonders auf die Bedeutung der einzelnen Sprachelemente und ihre Existenz einen wesentlichen Einfluß ausüben. Heimbert Lehmann[1]) hat sich, wie auch Darmesteter-Sudre, Nyrop-Vogt usw., eingehend mit dem Bedeutungswandel im Französischen befaßt und die verschiedenen Arten dieses Vorganges sowie die Gründe dazu klargelegt, ohne

[1]) Heimbert Lehmann: Der Bedeutungswandel im Französischen. Erlangen 1884.

dabei jedoch näher auf die Folgen der Bedeutungsveränderungen einzugehen. Dieser Aufgabe soll nun der folgende Teil gewidmet sein.

Wir wenden uns zunächst den Wörtern zu, die ihre ursprüngliche Hauptbedeutung eingebüßt haben, nachdem sie vorher daneben eine neue, meist spezielle Bedeutung angenommen hatten. Bekanntlich war es früher — und so auch wohl noch heute — ein beliebtes und bequemes Mittel, für neu zu bezeichnende Tatsachen älteren Wörtern einen entsprechenden Sinn beizulegen. Auf diese Weise entstanden neben der ursprünglichen Bedeutung häufig Spezialbedeutungen, die je nach dem Grad ihrer Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einen entsprechenden Einfluß auf die Verwendung des Wortes ausübten. So stellte sich bei dem afz. Verbum *navrer* (vermutlich aus frk. ahd. *narwa* — Narbe: Meyer-Lübke 5830), welches seit dem 12. Jahrh. als „verwunden" gebraucht wurde, im 16. Jahrh. die übertragene Bedeutung „Schmerz verursachen, das Herz zerreißen" ein, in der es noch heute Verwendung findet, während es den ursprünglichen Sinn anderen Wörtern überlassen hat. — In ähnlicher Weise hat sich auch das afz. Substantiv *estache* (Meyer-Lübke 8218 got. *stakka,* Körting 9013 anfrk. **staka*) entwickelt, das seine erste, allgemeine Bedeutung „Pfahl" zu „Brückenpfahl" spezialisiert hat, in der es heute allein noch gebräuchlich ist. — Wenn man nun bedenkt, daß viele dieser Wörter nach ihrem Bedeutungswandel als Fach- und Spezialausdrücke dann meist nur noch Sprachgut eines kleineren Kreises von Menschen bilden, während sie vorher allgemein gebräuchlich waren, so ist darin zweifellos ein wesentlicher Rückgang zu sehen, der leicht zum vollständigen Erlöschen führen kann und eine der Hauptstufen dazu darstellt.[1])

Sehr deutlich tritt die Spezialisierung der Bedeutung und die dadurch bedingte seltenere Verwendung bei dem afz. Verbum *adober*[2]) „ausrüsten" (ags. *dubbian,* anord. *dubba* — den Ritterschlag geben) in Erscheinung, das in der älteren Sprache vom Ritterschlag gebraucht wurde. Mit dem Ende der Ritterzeit und ihren Bräuchen verlor das Wort diese Bedeutung, und es wird

[1]) Vgl. Berger S. 312.

[2]) Vgl. auch *radouber* S. 40 und Berger S. 315 ff.

heute nur noch als Fachausdruck in Schachspielerkreisen verwendet im Sinne von „eine Figur berühren, um sie zurechtzustellen". Das einfache Verbum *dauber* = „schlagen", das ebenfalls zu dieser Wortgruppe gehört, wird im wallonischen Dialekt (in Namur) nachgewiesen. (Vgl. Fr. Diez: Etym. Wb. unter *addobbare,* dgl. Grandgagnage: Dict. Wall.)

Afz. *targe* (anord. *targa* = Schild) bezeichnete ursprünglich einen auf der rechten Seite ausgeschnittenen Schild, die Tartsche, die von Godefroy (X. 744b) vom 12.—16. Jahrhundert nachgewiesen wird. Wie nun aus einer Urkunde des 15. Jahrhs.[1]) zu entnehmen ist, prägten die Herzöge von Bretagne eine Münze, die nach einer auf der Rückseite aufgeprägten Tartsche ebenfalls die Bezeichnung *targe*[2]) erhielt. Mit dem Verschwinden dieser Münzart nach einiger Zeit hatte auch das französische Wort diese Bedeutung wieder verloren, desgleichen die ursprüngliche „Schild". Im Neufranzösischen ist *targe* nur noch als Fachausdruck der Kunstgärtnerei zur Bezeichnung eines halbmondförmigen, an den Ecken abgerundeten Beetes gebräuchlich, wozu sich dann noch das Deminutivum *targette* = „Schieberriegel, Fensterriegel" gesellte.

Von den germanischen Kriegern hatten die Franzosen den Namen eines schweren Schwertes kennen gelernt, welches sie *brant* nannten (germ. **brand,* ahd. *brant* = „Schwert, Feuerbrand"). Es bedeutete anfänglich „Schwertklinge" und später auch hauptsächlich das „Schwert" selbst. Brüch (S. 99) sagt hierzu: „*brand* gab offenbar den optischen Eindruck der Klinge mit derselben Übertreibung wieder wie späteres „Klinge" den akustischen beim Hieb." Das weitverbreitete afz. Wort verlor nun die Bedeutung „Schwert" im 16. Jahrh. dadurch, daß mit der fortschreitenden Kriegstechnik die mit *brant* bezeichnete schwere Waffe, welche mit zwei Händen geführt werden mußte, abgeschafft und durch eine andere ersetzt wurde. Im Neufranzösischen ist das Wort selbständig und alleinstehend nicht mehr vorhanden, sondern nur noch in einigen Bildungen wie *brandon* = „Strohfackel", *brandir* = „schwingen", *brandiller* —

[1]) 14. Mai 1487. Ord. XX, 2: Faulx gros et targes au coing de Bretagne.

[2]) Vgl. Belz, S. 72.

„hin- und herschwanken“ (familiär, selten), die sich neben der ursprünglichen Hauptbedeutung eingestellt hatten. Seit dem 15. Jahrh., wo in den Niederlanden und in Frankreich der Flamberg[1]) aufkam, tauchte im Französischen auch das Wort *flamberge* = „Degen“ auf, das heute besonders in scherzhafter Weise gebraucht wird, z. B. *mettre flamberge au vent* in der Bedeutung „das Schwert ziehen“.[2]) — Anfang des 17. Jahrhs. tauchte im Französischen das Wort *sabre* = „Säbel“ auf als Bezeichnung für das „Krummschwert“.

Eine wesentliche Bedeutungseinschränkung hat im Neufranzösischen afz. *bozon* (anord. *bolte,* ae. *bolt,* ahd. *bolz*) erfahren. Godefroy (I. 699b) weist das Wort in Texten des 12. bis 15. Jahrhs. in folgender Bedeutung nach: „grosse flèche, gros trait d'arbalète, assez semblable au matras (stumpfer Bolzen), et qui se terminait par une tête.“ Es handelt sich also um einen starken Armbrustpfeil mit stumpfem Ende, der dadurch in seiner äußeren Form einem Bolzen glich. Da man nun zur Erzielung einer größeren Kampftüchtigkeit leichtere und brauchbarere Waffen herstellte, ist es erklärlich, daß diese starke und schwere Geschoßart durch besser zu handhabende ersetzt wurde. So verschwand um die Wende des 15. Jahrhs. die genannte Bedeutung, und heute hat sich *boujon* nur noch als Fachausdruck in der Tuchindustrie zur Bezeichnung von „Zeugstempel, Werkzeug zum Plombieren der Stoffe“ erhalten, also eine wesentliche Spezialisierung der ursprünglichen Bedeutung.

Auch die Bezeichnung für eine alte Kampfwaffe, den „Spieß“ = afz. *espieu* (frk. **speut,* ahd. *spioz*), die seit dem 12. Jahrh. in Nordfrankreich schriftlich überliefert ist, verlor infolge der dauernd fortschreitenden Vervollkommnung der Kriegstechnik, insbesondere der Nahkampfmittel, ihre ursprüngliche Bedeutung. In der modernen Sprache hat sich das Wort *épieu* nur als Fachausdruck bei der Wildschweinjagd zur Bezeichnung eines (Knebel-) Spießes, der sogenannten „Saufeder“ erhalten. — Ebenso ist afz. *esclo* = „Hufschlag, Spur“ im Neufranzösischen nur in der

[1]) Ein etwa 1,8 m langes, zweischneidiges Schlagschwert, das ohne Scheide auf der Schulter getragen und Mitte des 16. Jahrhs. von den Landsknechten gebraucht wurde.

[2]) Vgl. Jordan S. 11.

Pluralform *esclots* als populärer Ausdruck mit der Bedeutung „Holzschuhe“ erhalten, während die ursprüngliche Tatsache in späterer Zeit auf anschaulichere Weise zum Ausdruck gebracht wurde.[1])

Bemerkenswert sind die Veränderungen, die afz. *brelenc* „Brett zum Würfelspiel“ (ahd. *bretling*, Deminutivum von *bret* „Brett“) durchgemacht hat. Es ist in dieser Bedeutung zunächst vom 13.—16. Jahrh. nachzuweisen und diente daneben auch zur Bezeichnung von „Spieltisch“. Im weiteren Sinne war es dann noch gebräuchlich für „Spielhaus“, wo also der Gegenstand mit dem Ort, an dem er sich befand, assoziiert wurde. Während die zuerst genannten Bedeutungen in der heutigen Sprache nicht mehr vorhanden sind, wird *brelan* jetzt nur noch zur Bezeichnung von „Spielhaus“ in üblem Sinne[2]) gebraucht, also zweifellos stark eingeschränkt. Beim Kartenspiel wird das Zusammentreffen von drei gleichwertigen Karten in der Hand eines Spielers wohl gelegentlich noch als *„brelan“* bezeichnet, ist aber auch hier sicherlich seinem Ende nahe.

Wie ein Wort, das zur Bezeichnung eines Gegenstandes diente, durch Übernahme einer Spezialbedeutung in seiner alten Form erhalten bleiben kann, zeigt sich bei afz. *gonfanon* „Kriegsfahne, Lanzenfähnchen der Ritter“ (afrk. *gundfano* = Kampffahne). Seit dem 15. Jahrh. hat dieses Wort, das in der modernen Sprache durch die Dissimilation von *n > l* zu *gonfalon* wurde, die Bedeutung *bannière ecclésiastique* = „Kirchenfahne“ übernommen und ist auch heute nur noch in diesem Sinne gebräuchlich. Bei besonderen Prozessionen soll in Frankreich noch immer der *gonfalonier* mit seinem *gonfalon* in Tätigkeit treten. Das vom 12.—16. Jahrh. besonders in nordfranzösischen Dialekten in der Bedeutung „kühn“ gebrauchte afz. *baud* (afrk. *bald*) bezeichnete daneben seit dem 14. Jahrh. eine besondere Hundeart, den „Parforcehund, Hirschhund“. Jetzt ist *baud* nur noch in diesem speziellen Sinne gebräuchlich, während es in der allgemeinen

---

[1]) Vgl. *esclo* S. 62. — Gilliéron, Atlas linguistique: *sabot* in ganz Nordfrankreich, *esclo* besonders im Süden, etwa im Gebiet der Provence = neuprov. „Holzschwert“.

[2]) Vgl. *brelenc* S. 74.

Bedeutung „kühn“ erloschen ist. (Neufrz. *baudet* = „Zuchtesel, Dummkopf“ seit dem 16. Jahrh.)

Die altfranzösische Geige = *gigue* (mhd. *gīge*) ist seit dem 12. Jahrh. schriftlich überliefert. Infolge der Ähnlichkeit der alten Geige mit einer Tierkeule übernahm *gigue* auch die Bezeichnung „Rehkeule“ und ist in diesem Sinne noch heute gebräuchlich, während für „Geige“ andere Ausdrücke eingetreten sind. Neufrz. *gigue* bedeutet daneben auch „Tanz mit Musik“. Dieses stammt aber wohl nicht direkt aus dem afz. Wort, sondern aus engl. *jig,* das seinerseits erst auf afz. *gigue* zurückzuführen ist. Die Herkunft von neufrz. *gigot* = „Hammelkeule“ und des davon abgeleiteten Verbums *gigoter,* die häufig mit afz. *gigue* in Verbindung gebracht werden, ist ungewiß (doch vgl. oben *gigue* = Rehkeule). Neben dem afz. Wort *gigue* in der Bedeutung „Geige“ ist bereits zu Anfang des 13. Jahrhs. das noch heute gebräuchliche *viole* = „Viola“ nachweisbar, aus dem wiederum das heutige *violon* = „Geige“ im 16. Jahrh. abgeleitet wurde. —

Bei allen den zuletzt angeführten Wörtern ist also die ursprüngliche Hauptbedeutung verloren gegangen, ohne daß damit gleichzeitig ihre Wortform dasselbe Schicksal erfuhr. In der folgenden kurzen Zusammenstellung werden die betreffenden Wörter mit ihren früheren und heutigen Bedeutungen einander gegenübergestellt:

	Afz. Bedeutuug:	**Heutige Bedeutung:**
estache	= Pfahl,	Brückenpfahl.
adober	= ausrüsten,	Figur beim Schachspiel berühren.
targe	= Schild, Tartsche,	Fachausdruck der Kunstgärtnerei für ein Beet bestimmter Form.
bozon	= Bolzen, Geschoß,	Zeugstempel.
espieu	= Spieß,	Saufeder.
esclo	= Hufschlag, Spur,	Holzschuhe (populär)
brelenc	Spielbrett, Spieltisch,	Spielhaus „
baud	= kühn,	Parforcehund, Hirschhund
gigue	= Geige,	Rehkeule.

Ein Vergleich zwischen der Grundbedeutung und der heutigen zeigt also deutlich, daß die Wörter früher eine weitergehende, allgemeinere Bedeutung hatten und daher häufigere Verwendungsmöglichkeiten besaßen, während sie nach deren Verlust nur

noch eine untergeordnete Rolle spielen und möglicherweise infolge dieser Schwächung ganz dem Untergang anheimfallen können.

§ 12.
Erlöschen des Grundwortes, Erhaltung in Zusammensetzungen.

Andererseits bestand nun auch die Möglichkeit, daß Wörter, bevor sie ihre Selbständigkeit verloren hatten, mit anderen selbständigen Wörtern in Verbindung traten und künftighin in Zusammensetzungen mit diesen weiter fortlebten, während die einfachen Ursprungsformen verloren gingen. So wurde afz. *barde* = „Axt“ (ahd. *barta* = Beil, anord. *barða*) als selbständiges Wort etwa bis zum 16. Jahrh. verwendet. Es beschränkt sich auf die champagnische Mundart. Seit dem 15. Jahrh. ist *barde* daneben aber auch in der Verbindung *hallebarde* = „Hellebarde“[1]) nachzuweisen, und es hat sich in dieser Zusammensetzung auch nach dem Untergange des einfachen Substantivs bis in die moderne Sprache erhalten. — Dasselbe Schicksal hatte auch afz. *aluef* = „Freigut“ (ahd. *al-ōd* = Ganzbesitz), das später zu *alleu* wurde. Im Neufranzösischen ist dieses jedoch nicht mehr als selbständiges Wort vorhanden, sondern es findet sich hier nur noch in der Verbindung *franc-alleu* = „Freigut“.[2]) Die Ursache zu dieser deutlicheren Ausdrucksweise ist in einer Eigenart des französischen Lehnswesens zu suchen. Während früher der Inhaber des *alleu* gegenüber dem Benefizieninhaber den Vorteil hatte, daß das Gut nicht nur auf ihn selbst übertragen wurde, sondern nach seinem Tode auch auf seine Nachkommen überging, hatte der Inhaber des *fief* (Lehngut) nur die Nutznießung. Erst durch die französische Revolution wurde dieser Unterschied zwischen *alleu* und *fief* beseitigt, sodaß es seitdem nur noch Freigüter gibt, die allgemein als *franc-alleu* bezeichnet werden. Hierdurch hatte also *alleu* seine Selbständigkeit verloren, und heute findet es sich alleinstehend nur noch als Eigenname zur Bezeichnung eines Landstriches im Dep. des Pas de Calais. — Bei afz. *arban* = „Heerbann“ (anfrk. **hariban*) liegt

[1]) Stoß- und Hiebwaffe.

[2]) Vgl. S. 57.

der eigenartige Fall vor, daß daneben eine neue Wortzusammensetzung mit *-ban, arrière-ban* trat, die jenes überflügelte und noch heute im Sprachgebrauch üblich ist. Diese Veränderung wird von Körting Wb. 4487 als volksetymologische Umbildung bezeichnet.[1])

Während bei den genannten Beispielen die später untergegangenen selbständigen Ursprungswörter Verbindungen mit anderen selbständigen Wörtern eingegangen sind, gibt es daneben Fälle, bei denen auch sonst geläufige Zusammensetzungen mit den üblichen Vorsilben *de-, re-* usw. stattfanden, wie in dem schon auf S. 34 genannten Verbum *adober.* Im Neufz. findet sich dieses mit der Vorsilbe *re-* als *radouber* und wird heute bei der Marine noch als Fachausdruck für „ausbessern, wieder in Ordnung bringen (von Schiffen)" verwendet. Ebenso ist das altfranzösische Verbum *guerpir* = „im Stiche lassen, abtreten" (afrk. *werpan* = werfen[2]), das vom 11.—14. Jahrh. nachgewiesen wird, in der neueren Sprache als *déguerpir* in derselben Bedeutung erhalten, während das einfache Wort erloschen ist.

Bisweilen waren es auch die von den ursprünglichen Wörtern abgeleiteten Deminutiva, welche jene nach ihrem Untergang überlebten, wie bei afz. *huese, hose* = „Stiefel, Beinbekleidungsstück" (ahd. *hosa* = Stiefel, Gamasche), welches Godefroy in Nordfrankreich vom 12.—16. Jahrh. nachweist. Hieraus war das Deminutivum *houseau* entstanden, das in der Pluralform als *houseaux* mit der Bedeutung „hohe Gamaschen" in der neufz. Sprache noch längere Zeit gebräuchlich war, heute aber ebenfalls erloschen ist. — Auch das vom 13.—15. Jahrh. besonders in der Champagne bezeugte afz. Substantiv *huve* = „Haube" (ahd. *hūba*) wurde von seinem Deminutivum *huvet* = einer Art „Kopfputz" überlebt. Der gr. Sachs-Villatte Suppl. führt *huvet* noch in dieser Bedeutung an.

Beachtenswert ist ferner das Substantiv afz. *sen* = „Sinn" (ahd. *sin*). Es ist aus Texten des 12.—15. Jahrhs. bekannt und war ursprünglich von dem daneben gebräuchlichen afz., neufz.

---

[1]) Vgl. Fr. Diez: Etym. Wb. unter *bando.*

[2]) *guerpir* = ursprünglich „werfen". Dies wurde durch einen ehemaligen deutschen Rechtsbrauch zu „abtreten", indem man zum Zeichen der Erbeinsetzung einen Halm in den Busen der betreffenden Person warf (Zeitschr. f. frz. Sprache u. Lit. Bd. 15. S. 21.)

sens (lat. *sensus*) getrennt. Später scheint es aber von diesem als dem stärkeren aufgesogen zu sein. Ein letzter Rest des germanischen *sen* ist in dem Partizip *forcené* = „rasend" erhalten, das aus dem in der modernen Sprache untergegangenen Verbum *forsener* = „rasend machen" (= lat. *foris* + germ. *sin*) gebildet ist. Die Schreibung des zusammengesetzten Wortes mit *c* statt *s* wird im allgemeinen als eine Angleichung des ersten Bestandteiles an frz. *force* = „Kraft" erklärt.

Sehr deutlich lassen sich die einzelnen Stadien des Unterganges bei dem afz. Verbum *randir* = „andringen" (germ. *randa* = Rand, Schild) verfolgen. Aus dem daraus abgeleiteten Substantiv *randon* = „Ungestüm, Heftigkeit", das seit dem 16. Jahrh. erloschen ist, wurde wohl in Anlehnung an lat. *donare* = frz. *donner* ein neues Verbum *randonner* gebildet; auch dies ist in der modernen Sprache veraltet. Der letzte Überrest eines ursprünglich germanischen Wortes ist hier also im Begriff, seinem vollständigen Untergang entgegenzugehen. — Schließlich sei noch afz. *hait* erwähnt (anord. *heit* = „Gelübde"), das im Anglonormannischen und in den nördlichen Mundarten verbreitet war und in dem zweiten Bestandteil von neufz. *souhait* = „Wunsch" erhalten ist. Im Mittelalter wurde auch ein Substantiv *dehait* = „Niedergeschlagenheit, Krankheit" gebraucht; dieses ist in der modernen Sprache nur noch als Fachausdruck in der Falknerei mit der Bedeutung „Traurigkeit, Unlust" und im Partizip *déhaité* als „unlustig, traurig, nicht gern fliegend (vom Falken)" bekannt. Es hat also eine wesentliche Bedeutungseinschränkung erfahren und gehört damit heute nur noch zu den selten gebrauchten Wörtern des französischen Sprachschatzes.

Im Vorhergehenden wurde häufig von Bedeutungsänderungen der Ausdrücke gesprochen. Daß dieser Vorgang im Sprachleben eine wichtige Rolle spielt, haben die angeführten Beispiele bewiesen. Es ist nicht immer leicht, die Bedeutung eines Wortes besonders in älterer Zeit genau festzulegen,[1]) da die Sprache gerade in dieser Beziehung ein Spielball subjektiver Ansichten und Vorstellungen ist. So ruft das Wort „Bank" bei einem Spaziergänger andere Vorstellungen wach als bei einem Finanz-

[1]) Vgl. *scolaringue* S. 20, *osterin* S. 30, etc.

mann und wiederum andere bei einem Seefahrer, Fleischer usw. Je weiter nun ein Bedeutungswandel in der Vergangenheit zurückliegt, um so schwieriger sind die Zusammenhänge festzustellen, die zu ihrem Teil dazu beigetragen haben. Man denke nur an das neufranzösische Substantiv *grève* „Streik, sandiger Strand", für dessen vollkommen verschiedenartige Bedeutungen keineswegs getrennte Ursprungsworte anzusetzen sind. Vielmehr weisen beide auf einen kaum noch bekannten kulturhistorischen Zusammenhang im 18. Jahrh. zurück, wo sich am sandigen Seinestrande in Paris, den man als *grève* bezeichnete, Arbeitslose und Streikende aufzuhalten pflegten. — Dieses Wort ist also nicht allein ein Beispiel dafür, daß derartige kulturhistorische Zusammenhänge, welche oft die Ursache von Veränderungen im Wortschatz sind, im allgemeinen schwer festzustellen sind, sondern es stellt gleichzeitig eine Warnung davor dar, bei ähnlichen Fällen in der etymologischen Forschung verschiedene Ursprungsworte anzunehmen.

Gewöhnlich läßt sich der Grund des Bedeutungswandels bei Konkreten leichter feststellen als bei Abstrakten, da er bei jenen meist durch kulturhistorische Veränderungen verursacht wird, während er bei Abstrakten ohne offensichtlichen Anlaß und viel leichter[1]) vor sich geht. Wie durch Bedeutungswandel, so kann auch bisweilen schon durch geringfügige Veränderungen, häufiger natürlich durch vollständiges Verschwinden der bezeichneten Kulturgegenstände der Untergang von Wörtern erfolgen. Die besonderen Fälle, bei denen germanische Elemente im Altfranzösischen vor dem Untergang ihrer ursprünglichen Hauptbedeutung eine neue Spezialbedeutung annahmen und dadurch ihre äußere Form entweder selbständig oder in Zusammensetzungen erhielten, sind soeben behandelt worden. In diesem unvollständigen Untergang ist eine besondere Stufe zu erkennen, die für das Verständnis des gesamten Vorganges von großer Wichtigkeit ist.

[1]) Vgl. H. Lehmann: Der Bedeutungswandel im Frz., S. 13.

3. Kapitel.
Untergang aus kulturhistorischen Gründen.

§ 13.
Kriegswesen.

Bedeutend größer ist nun die Zahl derjenigen germanischen Wörter im Altfranzösischen, die im Laufe der Sprachentwicklung vollkommen untergegangen sind und keinerlei Spuren in der heutigen Sprache mehr hinterlassen haben. Eine besondere Gruppe in dieser Art von Wörtern bilden diejenigen, welche wohl auf die natürlichste Weise ihr Ende gefunden haben, nämlich dadurch, daß der zu Grunde liegende Gegenstand oder die bezeichnete Tatsache während der in einem dauernden Wandel begriffenen Kulturentwicklung abgeschafft wurden. Bei der außerordentlichen Langsamkeit solcher Vorgänge in früherer Zeit, die oft halbe Jahrhunderte und länger in Anspruch nahmen, wurde schließlich auch die Verwendung der betreffenden Wörter immer seltener, bis sie endlich der jüngeren Generation garnicht mehr bekannt wurden und ganz untergingen. Häufig genügte allerdings auch schon eine unwesentliche Veränderung der Form oder der Verwendungsart der in Frage kommenden Objekte, um einen vollständigen Untergang ihrer Bezeichnungen herbeizuführen.

Besonders kommen hierfür natürlich solche Gegenstände in Frage, die im Mittelalter eine wichtige Rolle spielten, wie Waffen und Ausrüstungsstücke für Krieg und Jagd, Gebrauchsgegenstände aus dem täglichen Leben, ebenso Begriffe aus dem Rechts- und Staatswesen usw. Vor allem machte sich aber auf dem Gebiete des Kriegswesens eine fortlaufende Entwicklung und Vervollkommnung bemerkbar. Spielte doch der Kampf im kleinen unter einzelnen Personen und Familien und im großen unter ganzen Stämmen und Völkerschaften schon in frühesten Zeiten der Menschheit eine wichtige Rolle. Im blutigen Kampfe kam es dann nicht allein auf die Stärke der einzelnen Parteien, sondern auch auf die Fertigkeit im Gebrauch der Waffen an, und diese wiederum hing vornehmlich von der Brauchbarkeit der Waffen und von der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit der Ausrüstung ab. Daher war jeder Einzelne,

jedes Volk dauernd bemüht, die zur Ausübung des Kampfes gegen den verhaßten Feind dienenden Mittel entweder durch selbsterdachte Veränderungen zu verbessern oder vom Gegner Neuerungen zu übernehmen. Wenn die alten Bezeichnungen dann für die veränderten oder neuen Gegenstände nicht mehr genügten, so wurden teils andere Wörter aus dem eigenen Sprachschatz dazu verwendet, oder man übernahm zugleich mit dem von einem fremden Volke erhaltenen Gegenstand auch dessen Bezeichnung. Das Letztere beweist die außerordentliche Zahl der Ausdrücke, die von der altfrz. Sprache aus dem germanischen Kriegswesen übernommen wurden.[1]) Dadurch wurden die alten Ausdrücke vernachlässigt, sodaß sie allmählich untergingen.

Interessant ist zunächst wegen des mehrmaligen Wechsels der Bedeutung das afz. Substantiv *rochet* (ahd. *rocca* = Rocken), dessen erster Sinn „dicke, kurze Spule" war. Als man nun bei einer ehemaligen Waffe, der Lanze, am oberen Ende zur Erzielung einer größeren Haltbarkeit und Stoßkraft einen Eisenbolzen anbrachte, nannte man diesen infolge seiner Ähnlichkeit mit einer Spule ebenfalls *rochet*. In diesem Falle wurde also zur Bezeichnung des neuen Gegenstandes, der in dieser Form vom 13.—15. Jahrh. nachzuweisen ist, aus dem in der damaligen Sprache vorhandenen Material ein Wort genommen, dessen Ursprung im Germanischen liegt. Im 15. Jahrh. begnügte man sich aber nicht mehr mit einem stumpfen Bolzen an der Lanze, sondern teilte ihn an seinem oberen Ende in mehrere Zähne, um damit beim Reiterkampf besser zwischen die Ringe des gegnerischen Panzers haken zu können. Auf die Weise verlor *rochet* die zuletzt genannte Bedeutung wieder und lebte nur noch als „Spule" weiter. —

Wir wollen uns nun den französischen Krieger im Verlaufe des Mittelalters ansehen und die Bezeichnungen für seine Ausrüstungsgegenstände und Bewaffnung im einzelnen einer Betrachtung unterziehen. — Für den direkten Schutz seines Körpers war in damaliger Zeit zunächst der Panzer von großer Wichtigkeit. Wie im Laufe der Entwicklung des Kriegswesens die schweren und unhandlichen Waffen durch leichtere und brauch-

[1]) Vgl. S. 13.

barere ersetzt wurden, so mußte auch der Panzer entsprechend umgewandelt und verbessert werden. Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß die von den Germanen übernommene Brünne = afz. *broigne* (frk. *brunnia*), welche aus vielen Texten der verschiedensten Mundarten des 12.—15. Jahrhs. bekannt ist, ihren Untergang fand. Ursprünglich trugen die fränkischen und deutschen Ritter die ärmellose Brünne, eine Panzerjacke, die aus gepolsterter Leinewand oder Leder bestand, worauf eiserne Ringe oder Metallplatten aufgenäht oder genietet waren. Sie bedeckte den Körper nur bis zur Hälfte und wurde schließlich nur noch von unbemittelten Edelleuten und Schildknappen getragen, während der Ritter allmählich einen bis zu den Knieen reichenden, vollkommeneren Panzer verwendete. Mit der Verbesserung dieses Ausrüstungsgegenstandes, die wohl auch durch die Fertigkeit einer kunstvolleren und leichteren Bearbeitung des Eisens bedingt wurde, kamen gleichzeitig andere Bezeichnungen dafür auf, wie im 15. Jahrh. *cuirasse* (lat. *coriaceus* = *corium* Leder) und im 16. Jahrh. das aus dem Italienischen stammende *plastron* — „Brustharnisch". Das Substantiv *cuirasse* hat ursprünglich noch im 13. und 14. Jahrh. einen Brustschutz aus Leder bezeichnet und erst allmählich eine Verschiebung seiner Bedeutung zu dem späteren Metallpanzer erfahren. Das ebenfalls im 15. Jahrh. auftauchende Substantiv *brigandine* ist heute veraltet, während die beiden vorher genannten Ausdrücke noch gebräuchlich sind. Im 16. Jahrh. führt noch Cl. Fauchet das afz. Wort in 2 Werken an, erklärt es aber jedesmal durch andere, gleichbedeutende Wörter: Orig. des cheval., arm., et her., II. 1: „Le hauber ou brugne" und in Antiq. gaul., 2. vol. X. 8.: „. . Pour vendre des escus et brugnes (c'estoyent cuirasses ou brigandines)".

Nachdem man gelernt hatte, die Rüstärmel und Rüsthosen in kunstvoller Weise mit dem Hauptpanzer zu verbinden und auch für den Schutz des Kopfes eine Eisenhaube zu schaffen, stellte man den sogenannten „Ringkragen" her, welcher den Kopfschutz mit der Brünne verband und gleichzeitig Hals und Nacken schützte. Die Bezeichnung hierfür war afz. *halberc, hauberc,* die heute nur noch historisches Wort ist. *Halberc* bezeichnete neben der ursprünglichen Bedeutung „Ringkragen, Halsberg" gewöhnlich auch den ganzen Panzer.

Unter dem Panzer trug nun der Krieger zum Schutze der Kleidungsstücke und zur Vermeidung von Hautverletzungen ein „Wams“ — afz. *gambais, wambais* (frk. *wamba* = Wampe, Bauch), das aus mehreren Lagen gepolstert und gesteppt war. Godefroy IV. 214c erklärt dieses Wort ebenfalls als: „pourpoint rembourré qui se plaçait sous le haubert“ und weist es nur in normannischen Texten des 12. und 13. Jahrhs. nach. Da die Metallplatten und Ringe des Panzers bisweilen direkt mit der gepolsterten Unterlage verbunden und an ihr befestigt waren, wurde *gambais* auch in der Bedeutung „Panzer“ gebraucht. — Während *gambais* ein kurzes Ausrüstungsstück darstellte, scheint sich seit dem 13. Jahrh. noch eine längere Art eingebürgert zu haben, die bis über die Schenkel herunterhing. Diese wurde durch eine Ableitung aus dem einfachen Wort als *gambison* im Altfranzösischen bezeichnet und ist vom 13.—16. Jahrh. in dieser Form auch in weiteren frz. Gebieten, u. a. auch in der Bourgogne nachzuweisen. — Bei mittelmäßiger Länge und Polsterung diente das Wams auch als allgemeines Kleidungstück für beide Geschlechter. Diese Mode ist jedoch im 15. Jahrh. wieder eingegangen. Ebenso sind afz. *gambais* und *gambison* infolge kulturhistorischer Veränderungen auch zur Bezeichnung der kriegerischen Ausrüstungsgegenstände erloschen. Neben dem im 13. Jahrh. untergegangenen *gambais* war noch das Substantiv *pourpoint* (lat. *perpunctus*) und seit dem 16. Jahrh. *camisole* (ital.) in der Bedeutung „Wams“ vorhanden.

Während die schweren Schwerter, wie der erwähnte Flamberg, mit den Händen oder auf der Schulter getragen wurden, befestigte man die leichteren Schlagwaffen am Leibriemen oder Gürtel (Koppel). Die alten Franzosen bezeichneten diesen als *renge* (ahd. *hringa* = Schnalle), das Godefroy (VII. 32, b) folgendermaßen erklärt: „anneau dans lequel passait le fourreau de l'épée et par extension ceinturon ou baudrier; quelquefois anneau ou courroie du bouclier“. Die Hauptbedeutung war also wohl „Säbeltasche“, wie wir heute die zur Befestigung des Säbels oder Seitengewehrs am Koppel dienende Vorrichtung nennen. Während diese also damals nur einen einfachen Ring darstellte, ist sie allmählich vervollkommnet worden, und man wird sie entsprechend der kunstvolleren Ausgestaltung der

Schwerter verändert haben. Damit hat schließlich afz. *renge,* das nur bis zum 14. Jahrh. nachzuweisen ist, seine Bedeutung verloren. Daneben wurden in altfranzösischer Zeit schon *baudrier* (vgl. mhd. *balderich*) und *ceinturon* gebraucht, die sich in der modernen Sprache beide als „Wehr-, Degengehänge" erhalten haben.

Einen unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstand im Kriege und auf der Jagd bildete für den Bogenschützen der Köcher, afz. *cuivre*[1]) (anfrk. *kökar,* Körting 5304). Mit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der Feuerwaffen im 14. Jahrh. trat der Köcher immer mehr in den Hintergrund, und damit erlosch dann auch das entsprechende Wort. Auch das neben *cuivre* gebrauchte afz. *trousse* = „Köcher" hat diese Bedeutung aufgegeben und ist heute nur noch als „Bündel, Pack" erhalten. Daß neben dem erloschenen germanischen Ausdruck ein weiteres Wort in der Bedeutung „Köcher" diese ebenfalls aufgegeben hat, dient zur Bestärkung der Ansicht, daß eine kulturhistorische Veränderung, nämlich das Verschwinden des Köchers, die gleichzeitige Wandlung auf sprachlichem Gebiete nach sich gezogen hat.

Neben derartigen konkreten Gegenständen unterlagen nun auch zusammenfassende Begriffe, wie militärische Einteilungen, staatliche und soziale Einrichtungen usw., häufig Veränderungen, die auf ihre Bezeichnungen einen entsprechenden Einfluß ausübten. So hatten die Romanen von den erobernden Germanen deren Einteilung in Geschlechtsgenossenschaften kennen gelernt, die einen besonders festen Zusammenhalt gewährleistete und auf der vor allem die kriegerische Macht der Germanen beruhte. Gleichzeitig hatten sie sich auch die germanische Bezeichnung für diese Einteilung in dem afz. Substantiv *esclate* „Geschlecht" (ahd. *slahta*) zu eigen gemacht, welche besonders in einigen anglonormannischen Texten des 12. und 13. Jahrhs. nachzuweisen ist. Durch die Vormachtstellung des Gefolgschaftswesens und die damit verbundene Auflösung der alten Verbände ist *esclate* wieder der Vergessenheit anheimgefallen.

Auf ähnliche Weise erklärt sich auch der Untergang von afz. *eschiere* = „Schar" (frk. *skara*), einer alten militärischen Einteilungsart der kleinsten Einheit, die aus dem 12.—17. Jahrh.

[1]) In der anglonormannischen Mundart und im Artesischen.

durch zahlreiche anglonormannische und nordfranzösische Texte bekannt ist. Mit der Einführung neuer Truppeneinteilungen, wie seit dem 16. Jahrh. *bataillon, escadron* usw., verlor das germanische Wort seine Bedeutung und erlosch. — In gewisser Hinsicht verdient auch das bereits genannte afz. *arban*[1]) — „Heerbann" hier der Erwähnung, denn die daraus hervorgegangene volksetymologische Umbildung zu *arrière-ban* — „Nachhut, Landsturm" hat wohl ihre Ursache darin, daß der alte Heerbann den festen Truppen gegenüber immer unzuverlässiger wurde, sodaß er schließlich nur noch als Nachhut oder Reserve Verwendung fand. Die Veränderung des Wortes war also auch in diesem Falle die Folge der Umwandlung einer kulturhistorischen Tatsache. — An dieser Stelle wäre auch noch das Substantiv *helme* — „Helm" zu nennen, das aus germ. *helm* abgeleitet wird.[2]) Das neufz. *heaume,* womit eine ehemals getragene Helmart, die Kopf, Gesicht und Hals deckte, bezeichnet wurde, hat heute nur noch Bedeutung für die Historiker und Altertumswissenschaft. — Ebenso überlebten sich mit dem ausgehenden mittelalterlichen Rittertum auch die damit zusammenhängenden Sitten und Gebräuche. Ein Beispiel dafür bietet die Bezeichnung eines ritterlichen Kampfspieles, wobei man zu Roß in Scharen auf einander eindrang, afz. *bouhourt* (anfrk. *hurdi* = „Hürden"), das nur bis zum 16. Jahrh. sehr häufig gebraucht wurde, wie auch die davon abgeleiteten Formen *bouhourder, bouhourdis* usw.

§ 14.

Rechtswesen.

Wesentliche Veränderungen und Fortschritte machten sich auch im mittelalterlichen Rechtswesen bemerkbar. Zahlreiche rechtlose und unhaltbare Zustände wurden durch Erlasse und Gesetze der Landesherrn eingeschränkt oder beseitigt. Wie in Deutschland Maximilian I. im Jahre 1495 auf dem Reichstag zu Worms den „Ewigen Landfrieden" schuf, durch den die ständigen Fehden beendet wurden und eine Sicherung des öffentlichen Friedens gewährleistet wurde, machten sich in Frankreich um

[1]) Vgl. S. 39 ff.

[2]) Über anlautendes *h-* vergl. Brüch S. 141 ff.

dieselbe Zeit ähnliche Bestrebungen geltend. Daraus mag es sich auch erklären, daß das afz. Substantiv *faide* — „Fehde“ (ahd. *fēhida*), welches aus zahlreichen anglonormannischen Schriftwerken des 12.—15. Jahrhs. und besonders aus einer Menge von Verfügungen der Städte Lille, Douai usw. im 13. Jahrh. bekannt ist, mit der allmählichen Einschränkung und Abschaffung der Fehde ebenfalls seinen Untergang fand.[1])

Wenn nun ein Verletzter oder Geschädigter, bevor das Fehderecht aufgehoben war, von diesem keinen Gebrauch machen wollte, so konnte der Übeltäter vor Gericht gezogen werden. Dort hatte er als Genugtuung ein „Wergeld“ — afz. *guerdon* (germ. *widarlōn, retributio, compensatio*) zu zahlen, dessen Höhe sich nach seinen Standesverhältnissen richtete. Mit der erwähnten Abänderung dieser Rechtsangelegenheit wurde gleichfalls das Wergeld abgeschafft, und afz. *guerdon*, das daneben auch im Sinne von „Entschädigung, Belohnung“ allgemein gebraucht wurde, verlor damit seine ursprüngliche Hauptbedeutung. Gegen Anfang des 17. Jahrhs. ist das Wort, welches damals in einem großen Teil der frz. Mundarten gebraucht wurde, schließlich vollkommen erloschen. Von Wichtigkeit wird hierbei noch die Feststellung sein, daß neben afz. *guerdon* verschiedene Wörter mit ähnlicher Bedeutung gebräuchlich waren, wie *salaire, prix, payement, recompense* usw.

An dieser Stelle sei auch ein kurzer Blick auf die damaligen Gerichtsverhandlungen geworfen. Diese hatten, da sich die Entwicklung des Rechtswesens noch im Anfangsstadium befand, ein primitiveres Aussehen bei den alten Franzosen. Sie entwickelten sich wie bei den Germanen aus den von Zeit zu Zeit stattfindenden Kriegerversammlungen unter freiem Himmel. Neben allgemeinen Angelegenheiten wurden in diesen Versammlungen dann auch Rechtsfälle entschieden. In verschiedenen mittellateinischen Texten (vgl. Du Cange) findet sich ein *mallum publicum*, von dem aus man auf ein afz. *mall (public)* = „(öffentliche) Gerichtsverhandlung“ schließt (frk. *mahal* — Gericht), das allerdings in altfranzösischen Texten nicht nachzuweisen ist. Es ist jedoch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein solches Wort in der mündlichen Umgangssprache existiert hat. Daß dieses nicht

[1]) Vgl. afz. *aluef* S. 39.

in schriftlichen Dokumenten der Nachwelt überliefert ist, ist keinesfalls verwunderlich, da das Lateinische damals ausschließlich als Verwaltungs- und Gerichtssprache in Gallien verwendet wurde, wofür ja das genannte Wort in Frage kam.

Auch die privatrechtlichen Verhältnisse nahmen immer geordnetere Formen an. So wurde unter anderem die „Bürgschaft" = afz. *pleige*, das vermutlich germanischen Ursprungs ist, umgestaltet. Früher wurden dadurch selbst Frauen und Kinder verpfändet. Mit der Beseitigung dieser unhaltbaren Zustände verschwand auch das vom 12.—16. Jahrh. nachgewiesene Substantiv *pleige*, sowie das davon abgeleitete Verbum *pleiger*. Seit dem 12. Jahrh. war daneben *garantie* und seit dem 13. Jahrh. *caution* in ähnlichem Sinne gebräuchlich.

Auf eine Veränderung im mittelalterlichen Seerecht[1]) ist der Untergang von afz. *lagan* = „Strandrecht" (anord. *Plur. lǫg* = Gesetz) zurückzuführen. Dieses Strandrecht erklärte alle an Land gespülten Schiffstrümmer und sonstigen Gegenstände als „herrenloses Gut"[2]), welches entweder dem betreffenden Landesherrn oder den Bewohnern jenes Landstriches zufiel. Ein solches Aneignungsrecht mußte natürlicherweise in Raub und Plünderung ausarten, und verschiedene dagegen erlassene Verordnungen konnten diesem unhaltbaren Zustand schwer Einhalt gebieten. Auch der Code Michaut im Jahre 1629 erfüllte seinen Zweck nicht vollkommen, sodaß sogar noch heute in der Gegend von La Rochelle die Unsitte in beschränktem Maße anzutreffen ist. In der Hauptsache ist das Übel aber beseitigt, und an Stelle des Strandrechts im Mittelalter ist jetzt der sogenannte Bergelohn eingetreten. Mit der Beseitigung des Strandrechts ist gleichzeitig das vom 12.—17. Jahrh. nachgewiesene afz. *lagan* untergegangen.

§ 15.
Verschiedenes.

Wie das schon behandelte afz. *targe*[3]) als Münzbezeichnung mit dem Verschwinden des Gegenstandes diese Bedeutung wieder

[1]) Vgl. das Seerecht von Oléron hgg. von Zeller. (Voretzsch: Afz. Lit. 3. Aufl. 459.)

[2]) *chose gaive* = „herrenloses Gut", vgl. S. 24.

[3]) Vgl. S. 35.

verlor, so erging es auch dem afz. Substantiv *ferling* = „$^1/_4$ Silberling“ (ags. *feorðling* = Viertelmünze), das in Texten und Urkunden Nordfrankreichs des 12.—15. Jahrhs. gebucht wird. Überhaupt spielte das Geld mit der fortschreitenden Kulturentwicklung eine zunehmende Rolle. Der Tauschhandel trat mehr und mehr zurück und entwickelte sich allmählich zum Kaufhandel, wie er heute fast ausschließlich vorherrscht. Infolgedessen stieg auch die Bedeutung des Geldes, und die Kaufleute mußten, wenn sie bei größeren Reisen dieses unentbehrliche Zahlungsmittel mit sich führten, darauf bedacht sein, es an einem geeigneten Ort unterzubringen. Die alten Franzosen trugen ihr Geld ursprünglich in einem Beutel, afz. *geurle* vom 12.—14. Jahrh., (ahd. *gürtil* — Gürtel), in Nordfrankreich (Isle de France, Champagne), der am Leibgurt befestigt war. Daneben bezeichnete man den Geldbeutel auch als *rigot* vom 13.—14. Jahrh. (ahd. *rîga* — „Kreislinie“), welches sowohl als „Börse“ als auch als „Gürtel“ verwendet wurde, weil beide damals zwei untrennbare Gegenstände waren. Infolge der allgemeinen Unsicherheit und der Gefährdung durch Straßenräuber auf weiten Märschen zog man es aber wohl bald vor, das Geld nicht mehr so offensichtlich am Gürtel zu tragen, sondern es an einem verborgeneren Ort unterzubringen, sodaß in diesem Falle mit der Änderung der früheren Gewohnheit der Geldaufbewahrung die beiden altfranzösischen Wörter ihren Untergang fanden.

Von den trunkliebenden Germanen hatten die alten Franzosen auch deren beliebtes Getränk, den „Met“ = afz. *mies,* kennen gelernt, das aus Honig, Wasser und Gewürz hergestellt wurde. Das altfranzösische Wort wird vom 13.—15. Jahrh. nachgewiesen. Bald war der Met aber nicht mehr alltägliches Getränk, sondern beschränkte sich vornehmlich auf Apothekerkreise, wo es schließlich durch das neugebildete Wort *hydromel* ersetzt wurde, das eine rein offizinelle Verwendung findet.

Mit ihrem Nationalgetränk übermittelten die Germanen den Franzosen auch ihre Trinkgefäße, u. a. den „Humpen“ = afz. *hanap* (germ. *hnapp*). Das Wort war im Altfranzösischen vom 12. bis 15. Jahrh. allgemein verbreitet und häufig verwendet, während es im 16. Jahrh. seltener nachgewiesen wird. Der mit *hanap* bezeichnete Humpen verschwand tatsächlich im 16. Jahrh. als Gebrauchsgegenstand immer mehr, wovon auch der seltenere

Gebrauch des Wortes Zeugnis ablegt. — Ein anderer Ausdruck für „Trinkgefäß“ war afz. *esteu* = „Becher, irdenes Geschirr“, das mit an. *staup* identisch ist. Über *esteu* lassen sich jedoch keine genaueren Angaben machen, da es nur aus wenigen mittellateinischen Handschriften bekannt ist und auch von Godefroy (III. 611a) nur einmal in einer Klosterhandschrift aus St. Quentin nachgewiesen wird.

Zu den Unterhaltungen, wie wir sie heute noch haben, rechnete auch in alter Zeit schon der Tanz, der ja bekanntlich von jeher zahlreichen Veränderungen unterworfen war. Unter den verschiedenartigen Tänzen im mittelalterlichen Frankreich war der *tresche* einer der beliebtesten[1]); er war ein Reigentanz, der von einem Vortänzerpaar geführt wurde. Das Substativ *tresche* ist eine Ableitung aus dem afz. Verbum *treschier* = „tanzen“ (got. *þriskan* = „dreschen“), das vom 12.—14. Jahrh. belegt ist. Wenn auch die damalige Zeit auf dem Gebiete der „Mode“ und Abwechslung noch nicht so „produktiv“ war wie heute, so ist doch anzunehmen, daß ältere Tänze durch die Einführung anderer vernachlässigt wurden, um schließlich ganz in Vergessenheit zu geraten.

Ein äußerst interessantes Wort ist endlich noch die Bezeichnung für „Wildgans“ = afz. *gante, jante*[2]), dessen Ursprung im Germanischen zu suchen ist. Es ist eine der wenigen Vogelbezeichnungen, deren Ursprung als urindogermanisch angenommen wird, da sie in fast allen indogermanischen Sprachstämmen aufzufinden ist. Nach der Naturalis historia X. 52 von Plinius[3]), der berichtet, daß die Daunen der germ. Gänse sehr beliebt waren, nannten die Germanen eine Art „Wildgänse“ schon damals *gantae,* sodaß man annehmen kann, daß das afz. Wort eine frühe Entstehung, vielleicht schon im Vulgärlatein, aufzuweisen hat.[4]) Afz. *gante* ist besonders aus den francischen und champagnischen Texten im 12. u. 13. Jahrh. überliefert (aprov. *ganta*).

[1]) Im Germ. ein aus Stampfen und Hüpfen bestehender Tanz, von den Romanen nachgeahmt.

[2]) Vgl. S. 16 und Godefroy IV. 634a, b.

[3]) *ganta* auch bei Polemius Silvius, vgl. Pauls Grundriß[2] I 332 (jetzt 3. Auflage). Weitere Belege bei Suolahti: Die deutschen Vogelnamen, S. 411.

[4]) Vgl. Kluge: Etymol. Wörterbuch, S. 158.

Seit dem 13. Jahrh. wurde es aber allmählich durch *oie — oue* (lat. *auca* < *avica*) ersetzt. Da mit der zunehmenden Haustierzucht auch die Hausgans eine wichtige Rolle spielte, wird die ursprünglich lat. Bezeichnung für diese, *oie,* dem aus dem Germanischen stammenden *gante* = „Wildgans" vorgezogen worden sein. Mit der Übernahme der Bedeutung „Gans" durch das Substantiv *oie* ist also die Gattung für die einzelne Art eingetreten.

Zu den germanischen Wörtern, die schon in sehr alter Zeit in das Romanische eingedrungen sind, gehört auch das Substantiv *musgode* = „Vorratskammer, Speisenvorrat", das identisch ist mit ahd. (mhd.) *muosgadem* (Körting 6377) und bereits im Alexiuslied in dieser Form nachgewiesen wird (vgl. Berger S. 314). Godefroy (V. 451 b) führt unter *murjoe* nur wenige Belege bis zum 14. Jahrh. an. Das Wort scheint nur in einem kleineren Gebiete des nördlichen Frankreich Verwendung gefunden zu haben, und auch Littré (Wb. Supplement) kennt ein veraltetes Substantiv *mugot,* das in der Normandie einen für den Winter angelegten Obstvorrat bezeichnete. (Vgl. auch Romania II. 1873. S. 85.)

Das afz. Verbum *laiier* ist in der afz. Sprache ein Synonym von *laissier,* das in der modernen Sprache als *laisser* = "lassen" erhalten ist. Körting 5454 bringt es mit altsächs. *latan* in Verbindung. Meyer-Lübke (Et. Wb.) erklärt es als Kurzform von *laxare,* A. Thomas (Essais I. 311) aus deutsch *lagjan.* Das Wort wurde bis zum 16. Jahrh. unumschränkt neben *laisser* gebraucht, seitdem jedoch nur noch das Futurum *lairrai* und das Conditionell *lairois* bis zum Anfang des 17. Jahrhs. Auch Corneille verwendete es noch in den ersten Ausgaben einiger seiner Werke; aber seitdem Vaugelas auch den Dichtern die Verwendung dieses Verbums untersagt hatte, verschwanden ebenfalls diese letzten Formen.

Die in diesem Kapitel besprochenen Wörter zeigen also deutlich den natürlichsten Untergangsgrund, der in der Veränderung oder dem Verschwinden der durch sie bezeichneten Tatsachen zu suchen ist. Heute nennt man solche Veränderungen teils kulturelle Fortschritte, insofern als sie wirklich zweckmäßige Neuerungen und Vervollkommnungen darstellen, teils auch Mode, wenn sie nur aus dem einfachen ästhetischen Bestreben nach an sich zwecklosen Wandlungen hervorgehen. Das Letztere wird

aber für das frühe Mittelalter weniger in Frage gekommen sein, da die „Mode“ eigentlich nur die Folge einer stark fortgeschrittenen Kultur ist, einen Auswuchs dieser darstellt. Dagegen sind die kulturhistorischen Umwandlungen, die soeben an Hand von altfranzösischen Wörtern aus dem Germanischen nachgewiesen wurden, im allgemeinen dem natürlichen Bedürfnis nach Fortschritt und Vollendung entsprungen. Der Untergang zahlreicher dieser Wörter war die unmittelbare Folge davon. In Fällen wie *laiier — laissier, gante — oie* weicht von zwei Wörtern das von vornherein seltenere oder bedeutungsengere dem allgemeiner gebrauchten.

---

4. Kapitel.

Das Streben nach Anschaulichkeit.

§ 16.

Die Stellung der Fremdwörter im besonderen.

Jeder Mensch, der mit einem anderen spricht oder sich auf irgend eine Weise anderen gegenüber äußert, tut dies so, daß er möglichst gut verstanden wird. Je interessanter und anschaulicher nun die Ausdrucksweise ist, desto stärker wird die Aufmerksamkeit der Zuhörer gefesselt und um so besser ist das Verständnis. Aus diesem Bestreben heraus findet ja auch die Entstehung einer einheitlichen Schriftsprache aus den verschiedenartigen Dialekten im Laufe der Sprachentwicklung ihre Begründung, wobei natürlich eine deutlich erkennbare Willkür eine Rolle gespielt hat. Als z. B. die Mundart der Isle de France, das Francische, infolge der politischen Bedeutung dieses Sprachgebiets als Zentrum Frankreichs ein Übergewicht anderen gegenüber erhielt, war es erklärlich, daß einzelne Schriftsteller und Dichter auch in anderen Gegenden sich bemühten, ihre Werke möglichst jenem Dialekt anzugleichen. Deshalb wurden Eigenarten des eigenen Dialekts vermieden und Elemente des Francischen vorgezogen, damit die Schriften auch dort gut verstanden würden und Absatz fänden. So vermied Gautier von Arras, der seinen

„Heraclius“ am Hofe von Blois schrieb, die Picardismen, und es gab neben ihm viele andere, die ebenfalls aus Gründen der Anschaulichkeit dialektische Eigenarten vermieden, bis schließlich die einheitliche französische Schriftsprache als Endergebnis daraus hervorging.

Während bei dem geschilderten Vorgang eine ausgeprägte Absicht mit bestimmtem Endzweck fördernd wirkte, sind auch sonst dauernd Bestrebungen in der Sprache vorhanden, die ebenfalls eine größere Anschaulichkeit erzielen, die aber nicht mit so zielbewußter Absicht und Willkür zur Durchführung gelangen und in Erscheinung treten. Im menschlichen Geiste tauchen dauernd neue Vorstellungen auf, und ständig wechselnde Eindrücke machen sich neben der Erinnerung an ältere bemerkbar. Aus diesem Chaos von Gedanken und Gedankenverbindungen, die meist mit entsprechenden Wörtern verbunden sind, wird nun beim Sprechen eine mehr oder weniger bewußte Auslese mit dem Grundsatze der Zweckmäßigkeit und Anschaulichkeit getroffen. Es ist erklärlich, daß aus der Menge der zur Verfügung stehenden Wörter besonders solche Verwendung finden, die der jeweiligen Anschauung am meisten entsprechen. Häufig tritt dabei durch öftere Wiederholung derselben Ausdrücke eine Vernachlässigung anderer ein, die schließlich als unnützer Ballast der Vergessenheit preisgegeben werden.

Auch unter den germanischen Elementen in der altfranzösischen Sprache gibt es eine ganze Anzahl, die aus diesem Grunde untergegangen ist. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man der Ansicht sein, daß gerade bei diesem fremden Sprachgut, das durch keine etymologischen Verwandtschaften mit dem Französischen verbunden ist, die Anschaulichkeitsgründe eine noch wichtigere Rolle spielten. Bestechend erscheint daher auch Schuchardt's[1]) Vergleich einer von Fremdwörtern durchsetzten Sprache mit einer im wesentlichen gleichwertigen Gesellschaft, bei der, ohne daß ihre Herkunft bekannt ist, einzelne Teile dennoch durch ihr Äußeres auffallen. Zweifellos ist diese Feststellung für neu übernommene Fremdwörter richtig, die noch keine oder nur wenige Wandlungen in der neuen Sprache mit-

[1]) Literaturblatt f. germ. und roman. Philologie 1919. S. 9: Besprechung von Leo Spitzer, Fremdwörterhatz und Fremdwörterhaß. Wien 1918.

gemacht haben, sodaß ihr fremdes Wesen noch offener in Erscheinung tritt. Schwerlich wird sich aber bei älteren Entlehnungen, die sich durch häufige Veränderungen ganz den Eigenarten des einheimischen Sprachgutes angepaßt haben, ihr fremder Ursprung ohne weiteres feststellen lassen. Genau so ist es natürlich mit der von Schuchardt zum Vergleich herangezogenen Gesellschaft. Unbedingt wird man hier solche Elemente herauskennen, die durch verschiedene Momente zeigen, daß sie noch nicht lange zu der Gesellschaft gehören.

Die Beobachtungen und Vergleiche in dieser letzten Beziehung könnten uns vielleicht die Überzeugung aufzwingen, daß auch im Sprachleben fremde Elemente dauernd an ihrem besonderen Wesen noch als solche zu erkennen seien. Diese Ansicht ist aber irrig; denn es ist hierbei zu beachten, daß die Beobachtung sich bei der Gesellschaft nur auf kurze Zeit- und Lebensabschnitte in der Gegenwart erstreckt, während sie sich bei der Sprache über eine viel längere Zeit, oft über Jahrhunderte ausdehnt, sodaß in diesem Falle infolge der bedeutend längeren Entwicklungsdauer fast immer eine restlose Angleichung der ursprünglich fremdartigen Bestandteile eingetreten ist. (Vgl. hierzu auch § 3 und 4 Einleitung).

Es wurde früher schon einmal von der Wichtigkeit der Bedeutung eines Wortes für seine Existenz gesprochen und festgestellt, daß der Untergang häufig dadurch verursacht wird, daß ein Ausdruck seine ursprüngliche Bedeutung ändert oder ganz verliert. Zunächst bestand natürlich bei den meisten germanischen Lehnwörtern eine Übereinstimmung der germanischen Bedeutung mit der primären im Romanischen. Das Erlöschen kann nun, wie im vorherigen Kapitel gezeigt wurde, dadurch hervorgerufen werden, daß der bezeichnete Gegenstand oder die zugrundeliegende Tatsache die bisherige Bedeutsamkeit für das kulturelle Leben des betreffenden Volkes verlor. Andererseits können es aber auch Gründe allgemeinerer Art sein, die aus einem gewissen, nicht immer leicht zu erklärenden Bestreben nach anschaulicher Ausdrucksweise hervorgegangen sind.

Der Untergang aus kulturhistorischen Gründen und das Erlöschen aus Gründen der Anschaulichkeit stehen häufig in einer

Wechselbeziehung, wie das afz. Substantiv *aluef*[1]) zeigt, bei dem zunächst eine Änderung des zugrundeliegenden Kulturzustandes eingetreten war, die ihrerseits wieder ihre Folgen in einer anschaulicheren Ausdrucksweise durch *franc-alleu* auswirkte. Wenn also ein Gegenstand im Laufe der Kulturentwicklung außer Gebrauch kam, so verlor das dazugehörige Wort die betreffende Bedeutung und zugleich damit seine Anschaulichkeit. Man konnte sich bei dem Gebrauch des Wortes nichts Genaues mehr vorstellen, sodaß man es seltener verwendete, bis es schließlich in Vergessenheit geriet.

§ 17.
Änderung der Anschauungsweise.

Die Änderung der Bedeutung eines Wortes hat ihren Grund nicht immer allein in Kulturmomenten. Häufig liegt die Ursache auch in einer Veränderung der Anschauungsweise der sprechenden Individuen. Dies läßt sich allerdings, besonders in Bezug auf frühere Jahrhunderte, heute nicht immer genauer begründen, und des öfteren kann nur eine Vermutung ausgesprochen werden, da es an dem notwendigen und einwandfreien Beweismaterial fehlt[2]), welches die meist psychischen und gefühlsmäßigen Ursachen dazu klarlegt.

Bei einer Anzahl von germanischen Wörtern in der altfranzösischen Sprache läßt sich nun mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß durch das Streben nach anschaulicher Ausdrucksweise neue Wörter geschaffen wurden, während ältere gleichbedeutende dadurch zum Untergang bestimmt wurden. So bezeichnete afz. *bou* (anfrk. *baug*, ags. *beag* = eigentlich das „Gebogene") im 12. und 13. Jahrh. „Armring, Armband". Ob die alten Franzosen beim Gebrauch dieses Wortes noch die Anschauung der gebogenen Form des bezeichneten Gegenstandes hatten wie die Germanen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Dagegen ist aber durch die Einführung des Wortes *bracelet* (lat. *bracchium* = Arm) erwiesen, daß man den Ring seitdem besonders in Bezug auf die Stelle betrachtete, an der er getragen

[1]) Vgl. *aluef* S. 39.
[2]) Vgl. *algier*, S. 28.

wurde, den Arm. Das neugebildete, zweifellos anschaulichere Wort *bracelet* ist seit dem 13. Jahrh. in der französischen Sprache nachzuweisen und wird noch heute gebraucht. Das gleichzeitig daneben bestehende Substantiv *bras* — „Arm", aus dem *bracelet* abgeleitet wurde, erleichterte den Sprechenden die Anschaulichkeit von *bracelet* und erinnerte sie beim Gebrauch des Wortes an den eigentlichen Sinn.

Derselbe Vorgang ist bei afz. *nosche* — „Spange, Schnalle" (frk. *nuska*) zu beobachten, das Godefroy V. 506 vom 12. bis 15. Jahrh. bucht. Brüch (S. 98) erklärt das Eindringen des germ. Wortes dadurch, daß im Handelsverkehr mit primitiveren Völkern Spangen und andere Schmuckgegenstände häufig als Zahlungsmittel dienten. Seit dem 14. Jahrh. nahm das schon seit längerer Zeit im Altfranzösischen in der Bedeutung „Spieß" gebräuchliche Substantiv *broche* wohl infolge seiner Ähnlichkeit mit einer spitzen Nadel ebenfalls die Bedeutung „Spange" an und ist noch heute in dieser erhalten, während afz. *nosche* dem anschaulicheren Wort das Feld räumen mußte.

Die bekannte Erscheinung der volksetymologischen Umbildung ist übrigens ebenfalls besonders auf das Streben nach einer anschaulicheren Darstellungsweise zurückzuführen. Worte, die dem Sprachgefühl oder der Anschauung des Volkes nicht mehr genügend entsprachen, wurden demgemäß umgebildet, wie das schon erwähnte Substantiv afz. *arban*[1]), das bis zum 15. Jahrh. bekannt ist in der Bedeutung „Heerbann". Da man diese Truppe in der späteren Zeit nur noch als Reserve kannte, die sich hinter der Kampffront aufhielt, entstand neben dem für die Anschauung nichtssagenden Wort mit der Vorsilbe *ar-* ein neues zusammengesetztes Substantiv *arrière* + *ban*, wodurch der Sinn des Wortes klarer zum Ausdruck gebracht wurde. Dieses interessante Wort zeigt also zunächst, wie durch die Umwandlung der bezeichneten kulturhistorischen Tatsache der ursprüngliche Ausdruck den sprachlichen Anforderungen nicht mehr genügte, und wie andererseits das Streben nach Anschaulichkeit eine entsprechende Veränderung auf sprachlichem Gebiet hervorrief, die sich in diesem Falle sehr gut beobachten läßt.

[1]) Vgl. S. 39 ff. Zum Verlust des *h-* vgl. Mackel S. 132.

Dieselbe Erscheinung läßt sich auch bei dem im 12. Jahrh. in der champagnischen Mundart[1]) belegten Substantiv afz. *cisemus* — „Zieselmaus“ (ahd. *zisimus*) feststellen. Dieses Tier war den Franzosen in älterer Zeit wohl besonders durch sein Fell bekannt, und erst später mögen Händler einzelne lebende Exemplare mit sich geführt haben, wie es heute bisweilen noch geschieht. Die Zieselmaus, die ihre Heimat im fernen Osten (Sibirien) hat, erinnert in ihrem Aussehen und Wesen an das ebenfalls in Osteuropa lebende Murmeltier. Neben dem ursprünglichen Wort *cisemus* tauchte nun im 13. Jahrh. eine volkstümlichere Bezeichnung dafür auf, *marmotte de Sibérie,* welche sich neben einigen später entstandenen wissenschaftlichen Bezeichnungen bis heute in der französischen Sprache erhalten hat. Ob die Einführung von *marmotte de Sibérie* ihren Grund nur in einer gewöhnlichen Verwechslung der beiden Tierarten hat, oder ob sie durch die bessere Anschaulichkeit verursacht wurde, läßt sich heute nicht mehr mit Gewißheit feststellen.

Dieselbe Konkurrenz zwischen einem germanischen und einem lateinischen Wort wie bei *gante* und *oie* — „Gans“ wird auch bei dem altfranzösischen Substantiv *frois, froit* — „Frosch“ (germ. frosk) und afz. *reinoille* (neufz. *grenouille* — lat. *ranucula*, Deminutivum von lat. *rana* — Frosch) stattgefunden haben. Afz. *frois* ist nur im 12. und 13. Jahrh. in einigen Texten Nordfrankreichs nachzuweisen. Der Grund, der dem lateinischen Wort zum Siege verhalf, ist zwar heute nicht mehr offensichtlich zu erkennen; es ist jedoch anzunehmen, daß es der Anschauung des Volkes besser entsprach und daher dem germanischen Element vorgezogen wurde.

Deutlicher ist das Streben nach anschaulicher Darstellungsweise bei afz. *helt, heut* — „Schwertgriff, Stichblatt“ (anfrk. *hilt*) zu beobachten, das vom 12.—13. Jahrh. in nord- und mittelfranzösischen Sprachgebieten nachgewiesen wird. In den von Godefroy (IV. 448c) angeführten Textstellen wird *helt* häufig neben *poing* (und *pommeau* — Degenknopf) gebraucht. Von *poing* wurde *poignée* abgeleitet, ursprünglich mit anderem Sinn. Dieses ist noch heute in der Bedeutung „Griff“ gebräuchlich.

[1]) Crestien von Troyes, z. B. Löwenritter V. 1115 (Foerster), wo es heißt: Ou escurians, ou cisemus.

Nicht selten wurden auch schallnachahmende Wörter anderen weniger anschaulichen vorgezogen, wie bei *poe* = „Pfote", das von Meyer-Lübke aus einem frk. **pauta* abgeleitet wird und in Texten des 12.—14. Jahrhs. nachzuweisen ist. Nfz. *patte* (seit 13. Jahrh.), das mit dtsch. „Patsche" verwandt ist, hat als schallnachahmendes Wort eine größere Anschaulichkeit besessen und somit *poe* gegenüber den Vorzug gehabt. — Vermutlich ist auch das vom 12.—16. Jahrh. bekannte Verbum *croissir, croistre* = „knirschen" (frk. **krustajan*) neugebildeten schallnachahmenden Wörtern wie *craquer* usw. zum Opfer gefallen.

Beachtenswert sind ferner zwei aus der germanischen Seemannssprache übernommene Ausdrücke, afz. *sigle* = „Segel" (11.—15. Jahrh.; ahd.) und afz. *tref* (12.—13. Jahrh. = „Segel", als „Zelt" bis 15. Jahrh., germ. *trap,* Meyer-Lübke, Wb. 8861). Neben beiden Wörtern war in der Bedeutung „Segel" noch das aus lat. *velum* stammende Substantiv *voile* vorhanden, das nach den bei Godefroy genannten Beispielen zu urteilen das bei weitem geläufigere, weiter verbreitete und daher wohl auch anschaulichere Wort war, sodaß es schließlich die beiden germanischen Elemente verdrängen konnte. Das im Atlas linguistique von Gilliéron (Karte 1080, Bz. H.-Saone, Doubs usw.) verzeichnete *tra* ist aus lat. *trabs* = „Balken" herzuleiten.

Im 12. und 13. Jahrh. wird von Godefroy (III. 87b) das Verbum *enkembeler* = „knebeln" (ahd. *knebil*) in der Pikardie nachgewiesen. Für das französische Sprachgefühl anschaulicher waren aber ohne Zweifel gleichbedeutende Wörter wie *enchaîner, lier* usw., die gleichzeitig neben *enkembeler* gebräuchlich waren und durch die Grundworte *chaîne, lier* usw. fester in der französischen Sprache verwurzelt waren. — Auch afz. *fellon* = „Fessel" des Pferdefußes (13.—14. Jahrh. im Flandrischen und Hennegauischen, zu germ. **fetil*) hat einem anschaulicheren Wort das Feld geräumt. Im 14. Jahrh. tauchte nämlich ein Substantiv *boulet* (*boule* < lat. *bulla* = Kugel) auf, das die Bedeutung „Kötengelenk" des Pferdefußes hat und durch seine etymologische Verwandtschaft mit frz. *boule* = „Kugel" der rundlichen Form des bezeichneten Gegenstandes besser entsprach.

Ein deutliches Beispiel für die Änderung der Anschauungen im Laufe der Menschheitsgeschichte zeigt sich in der Bezeichnung

des „Blitzes“ im Altfranzösischen, afz. *esclistre,* für welche verschiedenartige germanische Ursprungsworte angenommen worden sind. Körting (8814) vermutet Herkunft aus germ. *slītan* = „schlitzen, schleißen“, während Meyer-Lübke dies für eine bedenkliche Konstruktion hält; andererseits wird das Wort wiederum auf ein urgerm. **slitjan* oder wgerm. **slittjan* zurückgeführt, jedenfalls aber auf Ausdrücke, deren Bedeutung im Grunde genommen dieselbe ist. Danach bedeutete afz. *esclistre,* das vom 12.—16. Jahrh. in Nord- und Mittelfrankreich nachzuweisen ist, „Schlitzer, Spalter“ in Bezug auf die Wolken, durch die er hindurchzuckt. Und in der Tat wird diese Ansicht dadurch bestärkt, daß man früher in dem Blitz weniger seine aufleuchtende Eigenschaft beachtete, als den Anblick der zerrissenen und zerklüfteten Gewitterwolken, die man als eine Folge des Blitzes ansah. Diese Anschauung hat sich jedoch bei den Franzosen im Wandel der Zeiten geändert, indem man die Aufmerksamkeit mehr und mehr der Lichterscheinung, dem hellen Aufleuchten der Blitzes zuwandte. Deutlich läßt sich diese Veränderung der allgemeinen Anschauung auch im französischen Wortschatz erkennen. Neben afz. *esclistre* = „Wolkenspalter“ nahm *éclair* die Bedeutung „Blitz“ an. Wie sich dieser Vorgang allmählich vollzogen hat, zeigt u. a. eine Textstelle des 13. Jahrhs.[1]): „Seur la terre aparurent li esclaire de tes tonnoires“. An dieser Stelle wurde *esclaire* also noch im ursprünglichen Sinne von „Aufleuchten“ gebraucht, und von dieser Verwendung aus entwickelte es sich schließlich zu der Bedeutung „Blitz“, die es noch heute führt, während afz. *esclistre* erloschen ist.[2]) Seit dem 12. Jahrh. ist auch das Substantiv *foudre* verwendet worden bis in die moderne Sprache. Eine ähnliche Umwandlung auf germ. Sprachgebiet zeigt germ. *brand* = (ursprünglich Feuerbrand) Schwertklinge unter besonderer Berücksichtigung des optischen Eindrucks, während späteres „Klinge“ den akustischen Eindruck hervorhob. (Vgl. auch S. 35).

Afz. *guenchir, ganchir* = „wanken“ (anfrk. *wenkjan*) wird vom 12.—15. Jahrh. im Nordfrz. in dieser Form belegt. Vom 15. Jahrh. ab findet sich daneben zeitweise das Verbum *gauchir*

[1]) Vgl. Littré: unter *éclair.*

[2]) Vgl. Godefroy III 407 b, wo noch wallon. *éclite éclistre* bezeugt wird.

in derselben Bedeutung, während es vom 16. Jahrh. ausschließlich und allein nachzuweisen ist. *Gauchir* ist in Anlehnung an *gauche* entstanden, das seit dem 14. Jahrh. in der Bedeutung „links, linkisch, unbeholfen“ gebraucht wurde und sicher der Anschauung besser entsprach.

Endlich zeigt sich auch bei dem afz. Substantiv *esclo* = „Hufschlag, Spur“ (frk. *slag*), dessen Bedeutung sich gegen Mitte des 15. Jahrh. zu „Holzschuh“ verschob, das Streben nach anschaulicherer Ausdrucksweise. Afz. *esclo* erlosch in der Bedeutung „Hufschlag“, die durch eine genau beschreibende Redensart zum Ausdruck gebracht wurde, „trace du pied d'un cheval“. Diese ist noch heute gebräuchlich. —

Die vorliegenden Beispiele haben also gezeigt, wie Wörter dadurch ihren Untergang finden können, daß in einem ziemlich unbewußten Streben nach anschaulicher Darstellungsweise oder infolge einer Veränderung der ursprünglichen Anschauung neue Ausdrücke zur Geltung kommen, die infolge ihrer Zweckmäßigkeit die älteren und gehaltloseren zurückdrängen. Es ist sogar anzunehmen, daß diese Tatsache eine bei weitem wichtigere Rolle in der Sprachentwicklung spielt, als sich offensichtlich erkennen läßt. Dies hat seinen Grund in erster Linie darin, daß sich derartige Vorgänge im allgemeinen unwillkürlich vollziehen und an sich schwer zu deuten sind, und ferner darin, daß seitdem mehrere Jahrhunderte einen verhüllenden Schleier darüber ausgebreitet haben.

---

5. Kapitel.

Allgemeine Untergangsgründe.

§ 18.

Kurze und schwache Wörter.

Während bei dem Untergang von Sprachelementen aus kulturhistorischen Gründen der Anstoß von außen kam, gibt es auch Fälle, bei denen die erloschenen Wörter den Keim des Todes in sich selbst trugen. Es handelt sich hierbei besonders um kurze, meist einsilbige Elemente, die sich durch eine gewisse

Lautschwäche auszeichneten. Dafür, daß die Existenz kurzer und schwacher Wörter und Silben leicht gefährdet ist, bieten sich in allen Sprachen Beispiele; und nicht selten ist dies schon bei der Übernahme aus fremden Sprachen festzustellen. Man vergleiche hierzu afz. **ham* = „Dorf“ (got. *haims*), das in dieser kurzen Form in altfranzösischen Texten nicht nachzuweisen ist. Dennoch ist anzunehmen, daß ein solches Substantiv in einem wenn auch nur beschränkten französischen Sprachgebiet gebräuchlich gewesen ist, aus dem das im Neufrz. noch vorhandene Substantiv *hameau* = „Weiler“ abgeleitet ist, das seit dem 13. Jahrh. bekannt ist, ebenso wie die damit zusammengesetzten Ortsnamen. Die Kürze und Schwäche des einsilbigen Grundwortes wird für seine Existenz entscheidend gewesen sein.

Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei afz. **cote* = „Hütte“ (ags. *cot,* mndl. *kote*), das wie das Grundwort von *hameau* aus Schriftwerken nicht bekannt ist. Dagegen ist das davon abgeleitete Deminutivum *cotin* vom 12. — 14. Jahrh. im normannischen Dialekt nachzuweisen. Nach Godefroy II. 329b dient in der Normandie noch heute *cotin* zur Bezeichnung eines kleinen Hauses. Desgl. ist bei afz., neufrz. *loquet* = „Drücker, Klinke“ (seit 11. Jahrh.) das Grundwort **loc* (anord. *lok* = Schloß, Klinke) nicht schriftlich überliefert.

An allen drei Wörtern ist also deutlich erwiesen, daß die sicherlich direkt aus einer fremden Sprache übernommenen Grundworte infolge ihrer eigenen Schwäche nicht die Kraft besessen haben, sich in der französischen Sprache durchzusetzen, sodaß sie nicht einmal schriftlich der Nachwelt überliefert wurden, während sich ihre Ableitungen, die ohne Zweifel standfester und lebensfähiger waren, bedeutend länger und zum Teil sogar bis in die moderne Sprache erhalten haben. — Brüch, S. 113ff. zählt verschiedene Gründe auf, welche für eine Aneignung fremdsprachlicher Ausdrücke maßgebend sein können und führt dabei an dritter Stelle auch die Kürze des fremden Wortes als für die Aufnahme fördernd gegenüber den einheimischen längeren Ausdrücken an, die vielleicht sogar noch Umschreibungen sind. Von Fall zu Fall mag dieser Grund eine Gültigkeit haben, jedoch darf deshalb eine Wirkung in umgekehrter Richtung, in Bezug auf das Erlöschen, nicht unterschätzt werden.

Etwas anders ist die Sachlage bei afz. *nant* = „Pfand", dessen Ursprung im Germanischen vermutet wird (anord. *nam* = Wegnahme, Meyer-Lübke 5815). Während bei den drei oben angeführten Wörtern die einfachen Grundformen nicht nachzuweisen waren, hatte afz. *nant* eine ziemlich lange Lebensdauer in der afz. Sprache. Es wurde vom 13.—17. Jahrh. verwendet. Aber auch bei diesem wird der Gebrauch durch seine Kürze beeinträchtigt sein, denn im 15. Jahrh. tauchte die erweiterte Form *nantissement* = „Sicherheit, Unterpfand" auf, die sich wie auch das dazugehörige Verbum *nantir* nach dem Erlöschen des einfachen Substantivs bis in die moderne Sprache mit der gleichen Bedeutung erhalten hat.

Auf dieselbe Weise wird auch der Untergang von afz. *ree* = „Honigwabe" (frk. *rāta* = „Honigseim") erklärt, welches Godefroy (VI. 710b) in einigen Texten des 12.—16. Jahrhs. nachweist. Wenn neufz. *rayon (de miel)* = „Honigwabe", das seit dem 16. Jahrh. bekannt ist, eine Ableitung von afz. *ree* ist, wie häufig vermutet wird, so wäre auch in diesem Falle ein kurzes und schwaches Wort durch ein stärkeres ersetzt worden.

Es folgen nun noch einige Wörter, bei denen ebenfalls die Kürze der Form zum Verhängnis für ihre Existenz gewesen sein wird:

afz. *buc* = „Rumpf", 12.—14. Jahrh. besonders im Anglonormannischen, frk. *būk* = „Bauch".

afz. *tai* = „Schlamm", 12.—13. Jahrh., germ. **tâhja* = „zäh".

afz. brin = „Lärm, Gebrause", 12.—14. Jahrh. im Champagnischen und Wallonischen, anord. *brim* = „Brandung".

afz. *gram, grain* = „traurig, zornig", 11.—13. Jahrh. in Nordfrankreich, germ. *gram.*

afz. *bloi* = „schwachfarbig, blond", 12.—13. Jahrh. altsächsisch *blōdi.*

afz. *blos* = „bloß, nur", 12.—13. Jahrh. in Nordostfrankreich, ahd. *bloz.*

Bei allen diesen Beispielen handelte es sich um nicht allzu häufig gebrauchte kurze Wörter, die an sich schon keine sehr wichtige Rolle im Sprachleben spielten und z. T. nur in beschränkten Dialektgebieten anzutreffen waren. Andere gleichbedeutende Ausdrücke wurden diesen vorgezogen und schränkten

auf diese Weise ihre Verwendung immer mehr ein; *bloi* unterlag dem gleichfalls germ. *blond.* — Auf dieselbe Art, wie jene kurzen Elemente durch kräftigere und lebensfähigere verdrängt wurden, ist es schließlich auch vielen anderen ergangen. Wenngleich sich diese Vorgänge im einzelnen nicht überall genauer ermitteln lassen, so lassen sich doch aus den Textstellen, an denen derartige Wörter vorkommen, Feststellungen über ihre Umgebung machen, über Vorkommen gleichbedeutender Ausdrücke daneben, über deren Häufigkeit usw.

Wie in der Natur, so findet auch im Sprachleben eine unbewußte Auslese nach Zweckmäßigkeitsgründen statt. Das Stärkere und Brauchbarere hat nicht nur den Vorzug im allgemeinen, sondern es hat auch die Macht und das Recht, andere ungeeignete Elemente zurückzudrängen oder sie gar zu vernichten. Vergleicht man in einer Sprache mehrere gleichbedeutende Wörter miteinander in Bezug auf die Art und die Häufigkeit ihrer Verwendung, so wird man bei einem oder dem anderen fast immer das Empfinden haben, daß es den übrigen gegenüber das Geeignetere oder Treffendere ist. Die Gründe des Empfindens liegen in der Anschaulichkeit, in der Klangfarbe für das Ohr, im gleichzeitigen Vorhandensein von Wörtern des gleichen Stammes[1]) oder in ähnlichen Tatsachen.

Bei vielen Wörtern, deren Untergangsgrund sich nicht einwandfrei erklären läßt, wird nun die Ursache in dem soeben behandelten, ganz natürlichen Vorgang zu suchen sein. In wieweit mit diesem das Streben nach Anschaulichkeit in Verbindung steht, ist nicht ohne weiteres festzustellen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß bei jener Auslese bisweilen auch Anschauungsgründe von Bedeutung sind, die sich allerdings schwerlich nachweisen lassen, da die besonderen Umstände, welche den Untergang bedingten, heute unbekannt sind.

Sehr deutlich zeigt sich der allmähliche Untergang von afz. *gualt* = „Wald“ (germ. **walþus* = „Wald, Gehölz“), das vom 12.—16. Jahrh. mit zahlreichen Nebenformen wie *gaut, gal* in den meisten nordfrz. Dialekten gebraucht wurde. Während das Wort in den älteren von Godefroy (IV. 247b) angeführten Text-

[1]) Vgl. *bracelet-bou,* S. 57; *boulet-fellon,* S. 60; *enchaîner-enkembeler,* S. 60 etc.

stellen immer alleinstehend verwendet wurde, ist es in späterer Zeit häufiger neben anderen gleichbedeutenden Ausdrücken, wie *bois* und *forêt* (beide seit dem 12. Jahrh.), anzutreffen. Auf Grund dieser Tatsache kommt man zu dem Schluß, daß *gualt* anfänglich sehr selbständig und lebensfähig gewesen sein muß, daß es aber im Laufe der weiteren Sprachentwicklung anderen vordrängenden Ausdrücken weichen mußte. Man vergleiche hierzu im Deutschen Bildungen wie Hardtwald (d. h. Erläuterung des unverständlich gewordenen Hardt durch Wald). Das Pikardische und das Normannische haben *gaut* zur Bezeichnung von „Wald“ bewahrt.

Ähnlich erging es zwei Wörtern aus dem Kriegswesen, die ganz allgemeine und wichtige Tatsachen bezeichneten, afz. *estor* = „Sturm, Kampf, Angriff“ (11.—17. Jahrh., ahd. *sturm*) und afz. *estrit* = „Streit“ (12.—17. Jahrh., frk. *strīt*). Neben diesen tauchten im Laufe der Zeit mehrere Neubildungen von Wörtern mit gleicher Bedeutung auf: seit dem 11. Jahrh. *bataille,* 12. Jahrh. *lutte, joste, assaut* und später noch *combat, attaque, querelle* usw. Vor dieser großen Zahl von gleichbedeutenden Ausdrücken traten die beiden germanischen Wörter, die im größten Teil des frz. Sprachgebiets anzutreffen waren, immer mehr in den Hintergrund, bis sie endlich ganz in Vergessenheit gerieten.

Auch das afz. Substantiv *larris*[1]) = „leeres, unbebautes Feld, Brache“ (ags. *lāri* = „leer“) zeigt deutlich das Abflauen eines Wortes unter dem Einfluß neu entstehender. Während es im 12. und 13. Jahrh. sehr häufig verwendet wurde, findet es sich in den folgenden Jahrhunderten immer seltener. Mit dem 17. Jahrh. ist *larris* ganz erloschen. Verfolgt man nun daneben die bestehenden und neu aufkommenden Ausdrücke mit ähnlicher und gleicher Bedeutung, so kommt man zu dem Ergebnis, daß *larris* durch diese immer weiter verdrängt worden ist. Im 12. Jahrh. waren schon *lande, bruyere, plaine* gebräuchlich; im 13. Jahrh. kommen dazu *chomage, jachere* und späterhin noch einige Umschreibungen wie *terre non labouree, terre sans culture* u. a.

Ein Überrest aus dem fränkischen Rechtswesen hatte sich bis zum 16. Jahrh. in dem afr. *mainbour* = „Vormund, Beschützer“ (frk. *mundboro* gekreuzt mit lat. *manus*) erhalten, das übrigens

[1]) Vgl. S. 15.

gelegentlich noch heute im Patois du Nord und im Wallonischen vorkommen soll. Besonders in der allgemeinen Bedeutung „Beschützer“ wurde es später gebraucht, wofür schon im 12. Jahrh. *gouverneur, gardien,* seit dem 13. Jahrh. *administrateur, curateur, procureur, tuteur* usw. vorhanden waren. Diesen gegenüber konnte sich *mainbour,* das bis zum 16. Jahrh. nachzuweisen ist, nicht auf die Dauer behaupten. — Ebenso bestanden neben dem vom 12.—14. Jahrh. im Anglonormannischen verwendeten afz. *haschiere* = „Strafe, Pein“ (ahd. *harmskara*) zahlreiche gleichbedeutende und stärkere Wörter,[1]) welche jenes nicht weiter zur Geltung kommen ließen.

Afz. *eschiele* (ahd. *skëlla* = „Schelle“) diente ursprünglich zur Bezeichnung kleiner und großer Glocken. Es war über weite Teile Nord- und Mittelfrankreichs verbreitet. Allmählich scheint eine Trennung in der Bedeutung eingetreten zu sein, indem *cloche* (seit 11. Jahrh.) nur noch für große Glocken verwendet wurde, während sich die Verwendung von *eschiele* auf kleinere beschränkte.[2]) In dieser letzten Bedeutung waren aber bereits die Deminutiva *clochette* seit dem 12. Jahrh. und *sonnette* seit dem 13. Jahrh. häufig verwendete Ausdrücke, so daß sie dem schwächeren und vielleicht auch weniger anschaulichen *eschiele* gegenüber den Vorzug hatten. — Verschiedene häufiger gebrauchte Wörter mit gleicher Bedeutung waren auch neben dem afz. *folc* — ursprünglich „Viehherde“ (anord. *folk*) vorhanden[3]), dessen Bedeutung sich allmählich zu „Schar, Menge“ umgewandelt hatte. *Folc,* das seit dem 12. Jahrh. anfänglich besonders in normannischen Texten nachgewiesen wird, später auch in anderen Mundarten Nordfrankreichs, erlosch im 15. Jahrh.

Vermutlich ist auch bei dem schon genannten Substantiv afz. *tai* = „Schlamm“ seine Umgebung auf den Untergang nicht ganz ohne Einfluß gewesen. Der Gebrauch des Wortes ist im 12. Jahrh. häufig gewesen, hat dagegen im 13. Jahrh. wesentlich nachgelassen. Diese Einschränkung der Verwendung wurde durch

[1]) Seit dem 12. Jahrh. *amende, torture, martyre, peine,* seit dem 14. Jahrh. auch *punition, mortification.*

[2]) Vgl. auch Godefroy III. 381 b, wo festgestellt wird, daß in Poitou kleine Prozessionsglocken noch immer *eschilles* genannt werden.

[3]) *multitude, quantité, foule.*

verschiedene Ausdrücke mit gleicher Bedeutung, die daneben vorhanden waren, gefördert: seit dem 12. Jahrh. *bourbe, boue, fange,* seit dem 13. Jahrh. *bourbier.*

In der Bedeutung „Betrug, betrügen" waren in der altfranzösischen Sprache verschiedene aus dem Germanischen übernommene Ausdrücke vorhanden, die aber alle unter dem Einfluß gleichzeitig verwendeter Wörter wieder untergegangen sind. Schon im 13. Jahrh. verschwand afz. *boisdie* = „List, Betrug" (germ. **bausi* = Bosheit) und das dazugehörige Verbum *boisier* (bes. anglonormannisch). Bis zum 15. Jahrh. konnte sich afz. *abeter* = „ködern, betrügen" (anfrk. *betan* = „beißen machen") sowie das damit zusammenhängende Substantiv *abét* = „Köder, Betrug" behaupten[1]), während afz. *guile* (vermutlich ags. *wīla* = List: Meyer-Lübke 9538) erst im 16. Jahrh. der Übermacht der daneben vorhandenen Bezeichnungen mit ähnlicher Bedeutung weichen mußte.[2]) Das altfranzösische Verbum *¦arramir* = „zusichern, bestimmen" (*ad* + anfrk. *ramjan* = „gerichtlich zusichern") (Kört. 7739) fand ursprünglich im Kriegswesen Verwendung und zwar im Sinne von „einen Kampf in Bezug auf Ort und Zeit ansagen", wie dies in älterer Zeit Brauch war.[3]) Nach dem Eingehen dieser Sitte erlosch nun aber *arramir* nicht sofort, sondern es wurde noch eine Zeit lang in der allgemeinen Bedeutung „versprechen, sich verpflichten" verwendet, in der es aber den schon vorhandenen gleichbedeutenden Wörtern wie *assurer, promettre, garantir* usw. nicht standhalten konnte. Es erlosch im 14. Jahrh.[4]) — Dasselbe Schicksal wurde afz. *harer, harier* = „aufreizen" (ahd. *haren* = rufen) zuteil. Es war ebenfalls ein Ausdruck des Kriegswesens und wurde bei seiner Verwendung sehr durch andere Verba wie *exciter, inciter, inquiéter, provoquer, tourmenter, agiter, intriguer* usw. beengt. Es wird in der Zeit vom 14.—16. Jahrh. nachgewiesen.

Bemerkenswert ist das altfranzösische Substantiv *raise* = „Kriegszug" (ahd. *reisa* = Zug, dtsch. Reise). Schon bevor

[1]) norm. *abet* = Köder, *abéter* = *ködern* noch jetzt verwendet. Vgl. Diez, Etym. Wb.

[2]) seit dem 12. Jahrh. *barat* (†), *imposture*; seit d. 13. Jahrh. *fraude*, 14. Jahrh. *tromperie*, 16. Jahrh. *supercherie.*

[3]) Vgl. Paul Erfurth: Schlachtschilderungen, S. 45 ff. *bataille aramie.*

[4]) Vgl. *arramir* S. 75.

dieses in Frankreich nachzuweisen ist, waren verschiedene Wörter mit derselben Bedeutung vorhanden, wie *expedition (militaire), incursion, invasion.* Im 14. Jahrh. tauchte nun das aus dem Germanischen abgeleitete Substantiv *raise* auf, das aber bereits im 15. Jahrh. kaum noch nachzuweisen ist. Mackel (S. 117) nennt auch die neufranzösischen Formen *raise* und *rèse,* die aber nirgends festzustellen sind. Nach der kurzen Zeit zu urteilen, während deren *raise* im Altfranzösischen bekannt ist, scheint das Wort als militärischer Fachausdruck nur in einem beschränkten Kreise gebräuchlich gewesen zu sein, ohne daß es die Kraft besessen hat, sich den vorhandenen Wörtern gegenüber durchzusetzen.

Eine wenig scharf ausgeprägte Bedeutung hatte afz. *esgrumer* (germ. *krûma* = „Krume, Brocken"), welches aus Texten des 12.—14. Jahrh. bekannt ist. Es diente wohl zur Bezeichnung der Handlung des Zerbröckelns, Zerstückelns und Zerkleinerns und hatte somit im Altfranzösischen neben sich verschiedene Ausdrücke in ähnlicher Bedeutung: *ronger, briser, broyer* u. ä., die dem germanischen Wort den Vorrang streitig machten. — Neben vielen stärkeren Verben in der Bedeutung „sagen, gestehen" wurde im Altfranzösischen auch *gehir* (germ. *jehan* = aussagen, zugestehen) in einem weiteren Gebiet Nord- und Mittelfrankreichs gebraucht, allerdings nur bis zum 14. Jahrh., wo es dem äußeren Druck gewichen ist.

§ 19.

Bevorzugung starker und brauchbarer Elemente.

Bei den zuletzt genannten germanischen Wörtern war also immer eine größere Anzahl gleichbedeutender Ausdrücke gleichzeitig gebräuchlich, wodurch die schwächeren Elemente erdrückt wurden. Daneben gab es nun auch Fälle, bei denen häufig nur ein einziges Wort mit starker Konstitution den Untergang herbeizuführen imstande war. Man vergleiche bei dieser Gelegenheit das im Altfranzösischen sehr oft verwendete Substantiv *drut* = „Geliebter" (ahd. *trut, g. drut*).[1]) Es ist vom 12.—16. Jahrh. schriftlich überliefert und scheint sich allmählich immer mehr zu

[1]) Vgl. Josef Brüch, S. 92.

der Bedeutung „Freund“ entwickelt zu haben, was auch aus einer Textstelle bei Cl. Fauchet[1]) ziemlich offensichtlich hervorgeht: „Ils s'excusoyent de n'estre venus au devant de luy à Rheims le vingt cinquiesme de novembre, avec la compagnie de leurs druds ou vasseaux“. In einer späteren Ausgabe wurde von dem Herausgeber zur Erklärung von *druds* in Klammern die Bemerkung „c'est-à-dire amis“ hinzugesetzt, was als Bestätigung dafür angesehen wird, daß das Substantiv zu jener Zeit nicht mehr zu dem allgemein bekannten Sprachgut gehörte, sondern daß das seit altersher gebräuchliche *ami* an dessen Stelle getreten war.

Ebenso wurde auch afz. *esclenche* = „links“ (ahd. *slink*), das bis zum 16. Jahrh. in nordfrz. und anglonormannischen Texten bekannt ist, durch das im 14. Jahrh. auftauchende *gauche* verdrängt. Ob neufrz. *éclanche* = „Vorderblatt“, ein Fachausdruck aus dem Fleischergewerbe, mit afz. *esclenche* in Verbindung zu bringen ist, ist fraglich.

Auch bei den zwei schon auf S. 60 angeführten Seemannsausdrücken für „Segel“ *tref* und *sigle* ist die Beobachtung zu machen, daß ein besonders geläufiges und brauchbares Wort bevorzugt wurde. In derselben Bedeutung war im Altfranzösischen noch das Substantiv *voile* gebräuchlich, welches zweifellos das häufigere und stärkere Wort war, sei es aus Gründen der Anschaulichkeit, sei es aus anderen jetzt nicht mehr festzustellenden Motiven. *Voile* ist noch in der modernen Sprache das einzige Wort mit der Bedeutung „Segel“, während die beiden germanischen Ausdrücke unter dem Einfluß von *voile* ihr Ende fanden. — Ebenso erging es dem afz. Verbum *espringuer* = „springen, tanzen“ (frk. *springan*), das von Godefroy (III. 551c) in zahlreichen Mundarten vom 13.—16. Jahrh. nachgewiesen wird.[2]) — Dieselbe Tatsache beweist schließlich auch das Verbum *tehir* — „wachsen“ (got. *þeihan* = gedeihen), welches vom 12. bis 14. Jahrhundert bekannt ist und neben *croître* seit dem 12. Jahrh. und *grandir* seit dem 13. Jahrh. gebräuchlich war. Die beiden letzten Verben sind im Neufranzösischen noch erhalten, während *tehir* seit dem 14. Jahrh. erloschen ist.

[1]) Antiq. gaul., 2e vol., IV. 15. éd. 1611.

[2]) *danser, baler, tumer (†), caroler (†), tourner.*

Ein im Altfranzösischen sehr häufig verwendetes Wort war *isnel* „schnell" (germ. *snel*). Dieses ist vom 12.—16. Jahrh. oft bezeugt und es ist verwunderlich, daß ein so geläufiges noch von den Renaissance-Dichtern häufig gebrauchtes Wort wie dieses schon zu Beginn der neufranzösischen Periode sein Ende finden konnte. Wirft man jedoch einen Blick auf die zahlreichen gleichbedeutenden Ausdrücke[1]), die sich im Laufe der Zeit neben *isnel* eingebürgert hatten, so ist es verständlich, daß auch ein ursprünglich starkes Wort wie *isnel* von der Überzahl der konkurrierenden Elemente zurückgedrängt wurde. Verwunderlich ist, daß die afz. als auch die prov. Form des Wortes in der ersten Silbe ein *i* statt *e* hat (vgl. Brüch, S. 133).

Desgleichen sind mehrere Verben in der Bedeutung „spotten", die aus dem Germanischen stammen, erloschen, weil ihnen stärkere und geeignetere gegenüberstanden. So verschwanden im 15. Jahrh. afz. *lober* (seit dem 13. Jahrh., mhd. *loben*) und afz. *eschernir* (seit 12. Jahrh., germ. *skirnjan*), während sich das allgemein verbreitete afz. *gaber* (anord. *gabb* — „Verspottung") bis zum 17. Jahrh. behaupten konnte. Das Verbum *eschernir* ist ebenfalls sehr häufig verwendet worden und findet sich außer im Alexius und der Passion Christi in zahlreichen anglonormannischen, artesischen und anderen Werken. — Auf dieselbe Weise ist auch der Untergang von afz. *amanevir* = „zubereiten, bereit machen" (*ad* + got. *manvjan*) im 15. Jahrh. durch Wörter wie *apprester, preparer* usw. zu erklären, während das Verbum afz. *esclier* „spalten" (frk. *slītan*), das nur aus wenigen anglonormannischen Texten des 12. Jahrhs. bekannt ist, durch Verben wie *briser, fendre, froisser* ersetzt wurde. — Und endlich scheint auch afz. *esproher* „besprengen" (frk. *sprowan*), das vom 12. 13. Jahrh. in der anglonormannischen Mundart bezeugt wird, durch *arroser, asperger* und ähnliche Verben aus seiner Stelle verdrängt zu sein.

[1]) 12. Jahrh. *hastif, legier, adroit;* 13. Jahrh. *vite, diligent;* 14. Jahrh. *agile, prompt;* 15. Jahrh. *acceleré, precipité;* 16. Jahrh. *alerte, rapide.*

6. Kapitel.

§ 20.

Das gesellschaftliche und sittliche Feingefühl als Untergangsgrund.

Zu den wenigen bisher erwähnten Fällen, in denen Sprachveränderungen nicht unwillkürlich aus dem menschlichen Geiste entstehen, sondern mit einer bestimmten Absicht und einem gewissen Ziel vor sich gehen, gehört nun auch die Tatsache, daß gefühlsmäßige, ethische Momente solchen Wandlungen zugrunde liegen können. Zunächst ist hierbei an die Ausbildung der Prosasprache seit Beginn des 17. Jahrhs. zu erinnern, bei der eine Verfeinerung des Stils auch durch Auswahl besonderer Wörter in der Umgangssprache erstrebt wurde. Diese Bewegung, zu deren Vertretern Balzac und Voiture gehörten, artete schließlich in Pedanterie aus und wurde zu dem bekannten Preziösentum.

Besonders offensichtlich und allgemein tritt eine bewußte Auswahl des Sprachmaterials auch schon bei der Erziehung der heranwachsenden Jugend in Erscheinung, wie z. B. in der Schule und im Elternhause, wo die Kinder dazu angehalten werden, nur gute und unanstößige Ausdrücke zu verwenden. Vor allen Dingen wird aber in der Schriftsprache nach diesem Grundsatze gehandelt, so daß auf diese Weise tatsächlich eine nicht geringe Verschiedenheit zwischen der Schriftsprache und der Umgangssprache entsteht, wie schon an früherer Stelle nachgewiesen wurde.[1]) Dadurch, daß das Streben nach unanstößiger und sittlicher Ausdrucksweise in der Sprache von der weit größeren Mehrheit der Menschen befolgt wird, ist es erklärlich, daß Ausdrücke, deren Bedeutung ursprünglich normal war, die aber durch den gelegentlichen Gebrauch in schlechtem Sinne verdorben wurde, schließlich aus der Umgangssprache und mit viel größerer Gewißheit natürlich aus der Literatursprache ausschieden.

Heimbert Lehmann hat sich in seinem bereits erwähnten Werk über den Bedeutungswandel im Französischen auf S. 41 ff. eingehend mit der Verschlechterung der Bedeutung befaßt und

[1]) Vgl. § 5.

wendet sich dabei gegen die Auffassung, daß dieser Vorgang sozusagen als Barometer für die sinkende Moralität der Menschheit ausgelegt wird, wie es verschiedentlich getan wurde. Zur Widerlegung dieser Ansicht führt er einen anschaulichen Vergleich mit Geldmünzen an, die im Laufe der Zeit durch häufigen Gebrauch ebenfalls matt und unansehnlich werden. Ebenso geschieht es natürlich auch mit den Wörtern, die, wenngleich sie im Anfang gut und kraftvoll waren, doch nicht dauernd dieselbe Qualität und Brauchbarkeit behalten können. — Allerdings scheint dem genannten Verfasser an späterer Stelle ein Irrtum unterlaufen zu sein. Er stellt u. a. auf S. 43 fest, daß zur Bezeichnung mancher Gegenstände und Personen zu Fremdwörtern Zuflucht genommen wird, die das Ohr weniger verletzen. Auf S. 46 spricht er nun andererseits den Verdacht aus, daß besonders von den Franzosen deutsche Wörter entlehnt seien, bei denen man mit dem ursprünglich guten Sinn schlechte Eigenschaften assoziierte, und Lehmann glaubt deshalb, auch hierin eine Auswirkung des Hasses gegen die fremde Nation vermuten zu können. Wenn wirklich die Franzosen deutsche Wörter übernommen haben, denen sie einen schlechten Sinn beilegten, so wird es eben aus dem bereits angedeuteten Grunde erfolgt sein, um das Ohr dadurch weniger zu verletzen, genau so wie wir es im umgekehrten Falle getan haben.

Die Bedeutung einer Reinigung der Sprache nach sittlichen Gesichtspunkten wird im allgemeinen unterschätzt, da der Vorgang nicht immer offensichtlich zu tage tritt. — So bietet denn die altfranzösische Sprache nur einige wenige, zum Teil aber recht einleuchtende Zeugnisse für die Tilgung solcher Ausdrücke aus dem Sprachgebrauch. Es handelt sich zunächst um eine Gruppe von Wörtern, die von afz. *houle* = ursprünglich „Hütte", „Bordell" (ahd. *hulî,* mhd. *hüle* = „Höhle") abgeleitet wird. Dieses einfache Substantiv wurde nur im 13. Jahrh. verwendet, während eine im 13. Jahrh. entstandene erweiterte Form davon, *houlerie* = libertinage de l'homme et de la femme, débauche, impudicité im 15. Jahrh. erloschen ist. Das Letztere hatte daneben auch die Bedeutung des im 13. Jahrh. ausgestorbenen *houle* übernommen. Godefroy weist schließlich vom 13.—16. Jahrh. noch afz. *houlier* = „Lüstling, schlechter Mensch" nach, während Sachs-Villatte

unter *houlette,* dessen ursprüngliche Bedeutung „kleine Hütte“ war, auch die populäre Bedeutung „Hurenhaus“ verzeichnet.

Diese Gruppe von Wörtern desselben Stammes hat also einwandfrei gezeigt, wie zunächst das ursprüngliche harmlose Substantiv *houle* durch eine Verschlechterung seiner Bedeutung schon nach kurzer Zeit aus der französischen Sprache verschwand und wie die davon gebildeten Ableitungen in nicht allzu großen Abständen dasselbe Schicksal erfuhren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese radikale Ausrottung einer größeren Wortgruppe wie die genannte aus ganz wesentlichen Motiven erfolgt sein muß. Und es liegt hier klar auf der Hand, daß das sittliche Feingefühl der Grund dazu gewesen ist. Es ist allerdings anzunehmen, daß diese Wörter noch längere Zeit in der populären Sprache moralisch tieferstehender Kreise Verwendung gefunden haben; für die allgemeine Umgangs- und Literatursprache kamen sie natürlich nicht mehr in Frage.

Ein ähnliches Wort ist afz. *bordel* = „Bordell“, ein seit dem 12. Jahrh. bekanntes, von afz. *borde* = „Bretterbude, Hütte“ (frk. *bord* = „Brett“) abgeleitetes Deminutivum. Auch *bordel* hatte ursprünglich die harmlose Bedeutung „Hütte“ und ist nach Littré erst seit dem 14. Jahrh., seit der Zeit Joinvilles, zu seinem entarteten Sinne gekommen. Littré bezeichnet es als „mot très-grossier et dont on ne se sert pas en bonne compagnie“. Wir haben also auch hier wieder ein Wort vor uns, welches neben seiner ursprünglichen eine schlechte Bedeutung annahm, um schließlich mit jener zusammen aus sittlichen Rücksichten aus dem Sprachgebrauch der Allgemeinheit ausgestoßen zu werden. Heute beschränkt es sich nur noch auf den Gebrauch durch niedere Elemente.

Auch das schon genannte altfranzösische Substantiv *brelenc* = „Spielhaus“ wurde schließlich und auch heute noch in üblem Sinne als *brelan* verwendet. Es ist auch hier mit Sicherheit anzunehmen, daß das in der altfranzösischen Sprache ziemlich geläufige Wort trotz seiner verschiedenen Bedeutungen bis auf einen ganz beschränkten Gebrauch in der populären Sprache dem sittlichen Feingefühl zum Opfer gefallen ist.

Während bei den bisher genannten Wörtern der Grund des Erlöschens ziemlich offensichtlich erkennbar war, gab es auch

eine Anzahl von Ausdrücken, bei denen sich der Untergang aus ethischen Momenten nur vermuten läßt. Hierzu gehört zunächst das altfranzösische Verbum *gaber* = „spotten, sich lustig machen", (anord. *gabba* = verspotten), welches vom 12.—17. Jahrh. im größten Teil der frz. Dialekte nachgewiesen wird. Jedenfalls hat sich der Sinn des Wortes immer mehr nach der schlechten Seite hin verändert, bis es von der Allgemeinheit gemieden wurde und nur noch in populärem Sinne gebräuchlich war. Als Bestätigung dieser Ansicht mag der Umstand dienen, daß Sachs-Villatte das Verbum in der Bedeutung „verspotten" noch in der familiären Sprache kennt, während Delesalle es gar als populär bezeichnet. Bei *gaber* lassen sich also sehr gut die einzelnen Stadien des Unterganges in dieser besonderen Art verfolgen, von der Umgangssprache zur familiären und endlich zur populären Sprache. (Vgl. Berger S. 316 ff. und oben S. 71.)

Bei dem bereits früher einmal behandelten Verbum afz. *arramir* = „zusichern, bestimmen" wird ebenfalls die zunehmende Verwendung in der populären Sprache den Anlaß zur Einschränkung und endlich zum Untergang des Wortes mit gegeben haben. Darauf läßt auch eine Bemerkung in dem Wörterbuch von Jean François im 18. Jahrh. schließen, wonach *arramir* als „promettre sans bonne foi de servir quelqu'un" erklärt wird. Diese Erklärung legt die Vermutung nahe, daß das Verbum später nur noch in der familiären und populären Sprache gebraucht wurde, während es sonst keine Verwendung mehr fand. (Vgl. auch oben S. 68.)

Denselben Weg zur populären Sprache hat auch das von Godefroy (VIII. 103c) vom 12.—14. Jahrh. nachgewiesene Verbum *tumer* (ahd. *tūmōn* = tumeln) genommen, für das G. die verschiedensten Bedeutungen anführt: s'agiter, se démener, gambader, sauter, danser usw. Das Wort bezeichnete also keine einheitliche und bestimmte Handlung, sondern es hatte wohl mehr die allgemeine Bedeutung „Narrenspossen treiben", die zur Bezeichnung einer Volksbelustigung diente. Es handelte sich demnach um einen populären Ausdruck, der einen letzten Rest in der auch heute populären Verwendungsweise „tu me la tumes = du langweilst mich" (Sachs-V.) bewahrt hat. — Ein ähnliches Wort ist afz. *treper* = „stampfen, tanzen" (germ. **trippōn*), das im 12. und 13. Jahrh. häufig gebraucht wurde, immer seltener aber bis

zum 16. Jahrh. und zwar neben verschiedenen Tätigkeiten wie *saillir, sauter, danser, baller* usw. Wie nun aus dem Wörterbuch von Jean François hervorgeht, war *treper* ebenfalls ein Ausdruck zur Bezeichnung von Volksbelustigung (passer le temps, gambader), sodaß damit auch dieses Verbum sozusagen auf das tote Gleis der Volkssprache gelangt war. Übrigens zeigt der immer seltenere Nachweis von *treper* in den späteren Jahrhunderten, wie tatsächlich ein Wort, je weiter es sich von dem Wert der in der Schriftsprache gebrauchten Sprachgüter entfernt, desto seltener in der Schriftsprache verwendet wird. —

Es wurde bereits erwähnt, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs. eine Verfeinerung der Sitten und Gebräuche durch das Preziösentum einsetzte. Eng damit verbunden war auch das Bestreben einer entsprechenden Veränderung der Sprache nach ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten. Wenn das Preziösentum mit seinen zahlreichen Ausgangszentren in Gestalt der Salons etc. auch nicht die erhoffte allgemeine Umwälzung herbeigeführt hat, so sind dennoch gewisse Einflüsse und Folgen in der Entwicklung der Sprache und besonders des Wortschatzes nicht zu verkennen. Es wurden daher verschiedene angeblich verpönte Wörter ein Opfer jener Bestrebungen, wie z. B. das aus germ. **bakkon* = „Backe“ abgeleitete afz. *bacon* = „Schinken“, das vom 12. bis 16. Jahrh. gebräuchlich war. Man hielt *bacon*, da es auch „Hinterbacke“ bedeutete, für ein unfeines und unanständiges Wort, und bemühte sich deshalb, es zu vermeiden und durch ein anderes zu ersetzen. Hierfür bot sich das seit dem 14. Jahrh. bekannte Substantiv *jambon*, das eine Ableitung aus aus lat. *gamba* ist und ursprünglich nur in der allgemeinen Bedeutung „Bein“ verwendet wurde. Als nun die Preziösen auf der Suche nach einem Ersatzwort für das nach ihrer Ansicht häßliche *bacon* waren, griffen sie zu *jambon,* das seit dieser Zeit auch die Bedeutung „Schinken“ annahm. Auf diese Weise ist *bacon* infolge ästhetischer Rücksichten aus der Umgangssprache ausgestoßen und findet sich heute nur noch im Argot in der Bedeutung „Schwein“. Auch in der Mundart der Dauphiné bezeichnet *bacon* nach Fr. Diez Wb. noch das ganze, jedenfalls zubereitete Schwein. Ebenso ist das Wort auch in der Schweiz noch stark verbreitet (s. Gilliéron, Atlas linguistique, Karte 753 unter *lard*).

Aus demselben Grunde ist auch afz. *braon* (germ., frk. *brādo* = Stück Fleisch, nhd. Braten) untergegangen. Es ist besonders in Texten aus Flandern und bei anglonormannischen Schreibern vom 12.—16. Jahrh. nachzuweisen und wird von Godefroy I. 723a folgendermaßen erklärt: „partie charnue muscle; il se prenait particulièrement pour la partie la plus charnue de la jambe et du derrière". *Braon* bezeichnete also wie *bacon* einen Körperteil, von dem man glaubte, nicht sprechen zu dürfen, um die Gesetze des Anstandes und der guten Sitten nicht zu verletzen. — Auch das afz. Substantiv *lodier* = „Taugenichts" (frk. *lodari* = liederlich Meyer-Lübke 5099), das seit dem 12. Jahrh. bekannt ist, wurde vermutlich ein Opfer der genannten Bestrebungen, da es immer mehr in Bezug auf die Sittlichkeit verwendet wurde. *Lodier* ist im 16. Jahrh. erloschen. Und schließlich ist auch afz. *eschiter* = „seine Notdurft verrichten" (frk. *skītan*) ein Ausdruck der populären Sprache geworden und untergegangen. Diez glaubt jedoch bei dem neufranzösischen Verbum *chier* mit derselben Bedeutung eine Einwirkung des afz. Wortes feststellen zu können. Auch *chier* ist heute nur noch in populärer Verwendung zu finden.

Rückblick.

§ 21.

Die vorliegende Untersuchung hat auf Grund des Materials, welches die germanischen Wörter im französischen Wortschatz bieten, gezeigt, wie sich der Untergang von Sprachelementen vollzieht. Besonders war hierzu notwendig, die wirklich allgemein gebräuchlich gewesenen Ausdrücke von denen zu scheiden, die nur in eng abgegrenzten Sprachgebieten und auch hier oft nur für kurze Zeit Verwendung gefunden hatten. Ein kleinerer Teil dieser letzten Elemente, besonders jedoch diejenigen, welche nur in einem oder ganz wenigen Schriftwerken nachweisbar sind, veranschaulichen den Vorgang der Aufnahme neuer und fremder Wörter aus einer anderen Sprache und ergänzen auf diese Weise gleichzeitig die Vorstellung des entgegengesetzten Vorganges, des Erlöschens.

Zu den Vorstadien des Erlöschens muß neben den Wörtern, die gelegentlich aus dem Wortschatz einer anderen Sprache angeführt wurden, auch das Verhalten der Elemente gerechnet werden, die überhaupt nicht Allgemeingut der Sprachgemeinschaft gewesen sind, sondern als Dialektworte der Gefahr des Unterganges in viel stärkerem Maße ausgesetzt waren. Das Stadium der Entwicklung, in dem diese Wörter sich von Anfang an befinden, ist natürlich dem derjenigen sehr ähnlich, die etwa durch Bedeutungswandel infolge kulturhistorischer Veränderungen, oder durch den Einfluß ihrer Umgebung an Wichtigkeit für den Sprachgebrauch verloren haben und ebenfalls auf dem Aussterbeetat stehen, wenn sie nicht durch irgend einen günstigen Umstand eine Neubelebung erfahren.

Es ist ferner eine Reihe von Fällen nachzuweisen, wo das Grundwort zwar als selbständiges Element in der modernen Sprache nicht mehr vorhanden ist, wo es aber eine Verbindung mit anderen Worten eingegangen ist und heute nur noch in Zusammensetzungen anzutreffen ist. Desgleichen hat häufig eine Spezialisierung der Bedeutung stattgefunden, woraus sich von selbst eine Einschränkung in der Häufigkeit der Verwendung ergibt. — Beide Fälle, Aufgabe der Selbständigkeit des Grundwortes und Umwandlung zum Spezial- oder Fachausdruck, sind Besonderheiten eines nicht ganz zur Vollendung gelangten Unterganges.

Mannigfaltig sind nun die Gründe, die zum Untergang von Sprachelementen beitragen können. Am wichtigsten ist wohl die Veränderung der kulturhistorischen Zusammenhänge, die sich besonders auf dem Gebiete des Kriegs- und Rechtswesens bemerkbar macht. In enger Verbindung damit steht auch das Streben nach anschaulicher Ausdrucksweise, und oft werden verschiedene Momente und Kräfte in einander übergreifen und je nach ihrer Stärke in mehr oder weniger ausgiebigem Maße an der Förderung des Unterganges beteiligt sein. Es gibt also nicht etwa bestimmte, in besondere Formen zu fassende Gesetze, nach denen sich der Vorgang des Erlöschens vollzieht, sondern dauernd wechselnde Kräfte üben in Verbindung mit den zugrunde liegenden kulturellen Tatsachen fortwährend nach den verschiedensten Richtungen ihre Wirkungen aus.

Was nun den Untergang speziell von Fremdwörtern in einer anderen Sprachgemeinschaft betrifft, so ist an den germanischen Elementen im Altfranzösischen festgestellt worden, daß diese, nachdem sie sich in ihrem Äußeren den Eigenarten des einheimischen Sprachgutes angepaßt haben, keine besondere Behandlung erfahren. Es lassen sich sogar Fälle nachweisen, wo ursprünglich germanische Wörter den französischen im Gebrauch vorgezogen und sogar Anregungen zur Neubelebung vernachlässigter bzw. vergessener germanischer Elemente gegeben wurden.

Weitere Untergangsgründe allgemeiner Art, die sich in der älteren Zeit nicht immer scharf formulieren lassen, weisen gleichsam auf einen „Kampf ums Dasein“ hin, wie er sich auch in der organischen Welt vollzieht. Kranke, schwache und unbrauchbare Elemente werden vernachlässigt, verkümmern und vergehen schließlich ganz. Wie in der Natur, so vollzieht sich auch im Sprachleben eine Auslese nach Zweckmäßigkeitsgründen, deren genaue Feststellung uns heute meist versagt ist, da sich die besonderen Begleitumstände nicht mehr ermitteln lassen. — Von besonderer Wichtigkeit ist schließlich noch die Tatsache, daß das gesellschaftliche und sittliche Feingefühl einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung einer Sprache haben. Manche Veränderungen besonders im Wortschatz haben hierin ihre Ursache.

Die nachfolgende Aufstellung gewährt einen Überblick über die in der vorliegenden Untersuchung behandelten Wörter germanischen Ursprungs in der altfranzösischen Sprache.

Von den 109 untergegangenen Wörtern gehören an:

dem	Untergegangen:	Aufgenommen (vgl. § 2):	Prozentual erloschen:
Kriegswesen	30	(90)	33⅓ %
Rechts- u. Staatswesen . .	16	(30)	49 %
Seewesen u. Schiffahrt . .	10	(40)	25 %
Tierreich	8	(50)	16 %
Pflanzenreich	2	(15)	13 %
Haus, Familie, Kleidung .	14	(60)	24 %
Handel u. Gewerbe . . .	9	(50)	18 %
Verschiedenes	20	(105)	19 %
	109	(440)	ca. 25 %

Hieraus geht also zunächst hervor, daß das Rechtswesen prozentual die meisten Wörter aus seinen Reihen eingebüßt hat, ein Beweis dafür, daß die Bezeichnungen für abstrakte Begriffe den Sprachveränderungen gegenüber am wenigsten standhaft sind. An nächster Stelle folgt sodann das Kriegswesen mit $33^1/_3\,\%$, eine Zahl, die bei den dauernden Veränderungen und Vervollkommnungen auf diesem Gebiet nicht überrascht.

Und schließlich zeigt die Gegenüberstellung der Gesamtzahl der im Altfranzösischen aufgenommenen germanischen Wörter und der wieder erloschenen (440 : 109), daß etwa $25\,\%$ vom Untergang betroffen wurden, also eine Zahl, die nicht als übermäßig groß anzusprechen ist. Einen Verlust ursprünglich germanischer Sprachelemente bedeutet es immerhin, und wenn man dieses sprachliche Geschehen in den großen Rahmen der kulturellen Entwicklung stellt, kann man die Auffassung von Gaston Paris wohl verstehen, die den Vorgang als eine unbewußte Entgermanisierung bezeichnet und auch von K. Voretzsch (Der Deutsche und das Rheingebiet, Sonderdruck: Die Sprachgrenze und ihre Bedeutung für Frankreich, Halle 1926, S. 147/148) geteilt wird. G. Paris spricht sich in seiner Anzeige von Pio Rajnas Origini dell 'epopea francese[1]) folgendermaßen aus: Nachdem gegen Ende des 8. Jahrhunderts der Höhepunkt der Germanisierung Frankreichs erreicht war, trat allmählich eine sogenannte Reaktion ein, die bei den ehemals von den Germanen übernommenen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Kleidungen usw. den germanischen Charakter verschwinden ließ und auf die gleiche Weise auch in sprachlicher Beziehung unbewußt die germanischen Elemente in den Hintergrund treten ließ. Renaissance und Revolution sieht G. Paris als die letzten Phasen dieser Reaktion an, die aus dem nationalen Leben Frankreichs das germanische Element äußerlich und innerlich ausgestoßen hat, natürlich unbewußt, wie er besonders hervorhebt.

[1]) Romania XIII. 1889. S. 598.

Wörterverzeichnis.

abét, abeter 68
adober 34, 40
algier 28
aluef 39, 57
amanevir 71
arban 39, 48, 58
arramir 68, 75

bacon 76
balam 31
barde 39
baud 37
berman 25
bigoter 15
bloi 64
blos 64
boisdie, boisier 68
bordel 74
bou 57
bouhourt 48
bozon 36
brant 35
braon 77
brelenc 37, 74
brin 64
broigne 45
buc 64

cisemus 59
claphout 19
**cote* 63
cotin 63
croissir 60
cuivre 46
cuschement 29

dauber 35
diquedune 27
dokes 27
drut 69

elin 19
enkembeler 60
eschernir 71
eschiele 67
eschiere 47
eschipre 24
eschiter 77
esclaidage 26
esclate 47
esclem(b) 29
esclenche 70
esclider 31
esclier 71
esclistre 61
esclo 36, 62
escraper 31
escriler 32
esgrumer 69
eskei 24
esneque 24
espieu 36
esprecquer 29
espringuer 70
esproher 71
esprohon 31
estache 34
esteil 31
esteu 52
estiere 24
estor 66
estrenc 24
estrit 66
esturman 24

faide 49
fellon 60
ferling 51
flamberge 36
folc 67
fradous 29
frois 59

gaber 71, 75
gaif, -ve 24
gambais 46
gambison 46
gandir 31
gante, jante 16, 52
garmos 26
gehir 69
gerneume 26
geurle 51

gigue 38
godendac 26
gonfanon 37
gram, grain 64
gualt 65, 66
guenchir 15, 61
guerdon 49
guerpir 40
guile 68
guibet 25
guiscart 25

hait 41
halberc 45
**ham* 63
hanap 51
harer 68
haschiere 67
helme 48
helt 59
hogue 25
houle 73
houlerie 73, 74
houlier 73, 74
heuse 40
huve 40

isanbrun 30
isnel 71
jante 16, 52

lagan 50
laiier 53
larris 15, 66
lober 71
**loc* 63
lodier 77

mainbour 66, 67
mall (public) 49
mies 51
musgode 53

nant 64
navrer 34
nosche 58

osterin 30

pleige 50
plete 24
poe 60
pol 29

raise 68
randir 41
rase 31
ree 64
renge 46
rigot 51
rochet 44
runer 31

scolaringue 20
scolkin 23
sen 40
sigle 60, 70

tai 64, 67
targe 35
tehir 70
toivre 29
tondre 25
tref 20, 60, 70
treper 75
tresche 52
treschier 52
truillier 30
tumer 75

utlague 24

welke 25
werbler 31
wibet 25

Lebenslauf.

Ich, Gerhard Erich Hopfgarten, wurde am 15. April 1898 als zweiter Sohn des Mittelschullehrers Friedrich Hopfgarten (†) zu Magdeburg geboren. Nach dreijährigem Besuch des Domgymnasiums meiner Vaterstadt genoß ich meine weitere Ausbildung auf dem Bismarck-Reform-Realgymnasium daselbst und erwarb im Jahre 1915 des Reifezeugnis. Nach einer $3^1/_2$jährigen Teilnahme am Weltkrieg 1914/18 als Kriegsfreiwilliger widmete ich mich an der Universität Halle 7 Semester lang dem Studium der neueren Sprachen, Französisch, Englisch, Spanisch, und der Philosophie. Anschließend ging ich zur Presselaufbahn über und bin bis auf eine 2jährige Unterbrechung, während deren ich an einer Großbank tätig war, verantwortlicher Schriftleiter mehrerer deutscher Tageszeitungen gewesen.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren Dr. Deutschbein, Förster, Frischeisen-Köhler, Fritze, Lavoipière, Menzer, Pughe, Ritter, Voretzsch, Weyhe, Wiese, Wissowa, Ziehen.

Vor allem gebührt mein Dank Herrn Geheimrat Prof. Dr. Voretzsch, der mich in seinem Seminar zu dieser Bearbeitung angeregt und mir jederzeit mit Rat zur Seite gestanden hat.